

Jules Verne's Werke.

Der Archipel in Flammen



Der Archipel in Flammen

von

Jules Verne

Inhaltsverzeichnis

Erstes Kapitel.

Schiff in Sicht.

Am 18. Oktober 1827, in der fünften Stunde nachmittags, kämpfte ein kleines Schiff aus der Levante scharf gegen den Wind, um vor Nacht noch den Hafen Vitylo an der Einfahrt zum Golfe von Koron anzulaufen.

Dieser Hafen, das Detylos Homers, liegt in einer jener drei tiefen Einbuchtungen, die am Ionischen und am Aegäischen Meere jenes Platanenblatt aus dem Festlande herausschneiden, mit welchem man das südliche Griechenland sehr zutreffend verglichen hat. Auf diesem Blatte entfaltet sich der Peloponnesos des Altertums, das Morea der neuen Geographie. Der erste dieser Einschnitte ist der Busen von Koron zwischen Messenien und Magnos; der zweite der Busen von Marathon, der tief in das Gestade des rauhen Lakonien hineinreicht; der dritte der Meerbusen von Nauplia, dessen Gewässer das ebengenannte Lakonien von Argolis trennen.

Zu dem ersten dieser drei Meerbusen gehört der Busen von Vitylo. An der Ostküste, im Hintergrunde einer unregelmäßigen Bai, ausgebuchtet, reicht er bis zu den vordersten Ausläufern des Taygetos, dessen orographische Verlängerung das Skelett der als Magnos bezeichneten Landschaft bildet. Durch seinen sichern Ankergrund, durch die Richtung seiner Zufahrten, durch die ihn umschließenden Höhen wird er zu einem der besten Zufluchtsstätten an einer von allen Winden dieser mittelländischen Meere unablässig gepeitschten Küste.

Das Fahrzeug, das ziemlich hart gegen eine frische Brise aus Nordnordwest ankämpfte, war vom Kai von Vitylo aus nicht sichtbar. Noch trennte dasselbe ein Abstand von 6 – 7 Meilen. Obwohl sehr klares Wetter war, hob sich der Rand seiner obersten Segel doch kaum von dem schimmernden Hintergrunde des äußersten Horizonts ab.

Was aber nicht von unten zu sehen war, das war von oben, nämlich von dem Gipfel der Höhen aus, zu sehen, die sich über der Dorfschaft erheben. Vitylo ist auf steilen Felsen, die von der alten Akropolis von Kephala verteidigt werden, erbaut. Darüber erheben sich ein paar alte verfallene Türme, die jüngeren Ursprungs sind als jene merkwürdigen Überreste eines Serapis-Tempels, dessen Säulen und Kapitäle ionischen Stils noch immer die Kirche von Vitylo zieren. Neben diesen Türmen erheben sich auch noch ein paar kleine Kapellen, die von Mönchen bedient werden, aber geringen Besuch aufzuweisen haben.

Es ist hier notwendig, über diesen Ausdruck "bedienen", ja auch über diese

Bezeichnung "Mönch", die man an der messenischen Küste den Geistlichen beilegt, Klarheit zu gewinnen. Einen von diesen Mönchen, der soeben aus seiner Kapelle trat, wird der Leser übrigens nach der Natur beurteilen können.

Zu der Zeit, da diese Erzählung spielt, war die Religion in Griechenland noch ein seltsames Sammelsurium aus heidnischen Überresten und Glaubenssätzen der christlichen Lehre. Von vielen Gläubigen wurden die weiblichen Gottheiten des Altertums als heilige Gestalten der neuen Religion betrachtet. Sogar heute noch werden dort, wie Henry Belle nachweist, die Halbgötter mit den Heiligen, die Spukgeister der verhexten Täler mit den Engeln des Paradieses "über einen Kamm geschoren", indem man die Sirenen und die Furien ganz ebenso anruft wie die Panagia. Daher gewisse wunderliche Praktiken, Anomalieen, über die man lächeln muß, und nicht selten eine Geistlichkeit, die sich keinen Rat weiß, aus diesem alles andere eher als orthodoxen Wirrwarr sich herauszufinden und die Mitmenschheit zu erlösen.

Ganz besonders während des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts, zu der Zeit eben, in welcher unsere Erzählung spielt, war die Geistlichkeit der griechischen Halbinsel noch weit unwissender als jetzt, und die Mönche, harmlose, sorglose, gemütliche Leute, "gute Kerle", mit einem Worte, schienen ziemlich geringe Fähigkeiten zur Leitung der von Natur abergläubischen Bevölkerung zu haben.

Ja, wenn diese Diener der Kirche bloß dumm und unwissend gewesen wären! Aber in gewissen Teilen von Griechenland, vornehmlich in den wilden Gegenden der Landschaft Magnus, machten sich diese armen Leute, die übrigens zumeist aus den untersten Bevölkerungsschichten genommen wurden, die also von Haus aus ebenso gut wie durch die Not zu Bettlern prädestiniert waren und auf die Paar Drachmen, die ihnen barmherzige Reisende hin und wieder zuwarfen, erpicht waren "wie der Teufel auf die Judenseele", die kaum anderes zu verrichten hatten, als den Gläubigen irgend ein apokryphes Heiligenbild zum Kusse zu reichen oder die ewige Lampe in einer Heiligen-Nische zu unterhalten, die zudem in rabiater Stimmung waren über das geringfügige Erträgnis Pfründengroschen, Beichtgroschen, Begräbnis- und Taufgroschen – in gewissen Teilen Griechenlands, sage ich, machen sich diese armen Leute kein Gewissen daraus, im Solde der Küstenanwohner als Spürhunde – und als was für eine Sorte von Spürhunden! – zu wirken.

Kein Wunder, daß sich die Matrosen von Vitylo, die dort am Hafen liegen ganz wie in Neapel die Lazzaroni, und gleich diesen mehrstündige Ruhe haben müssen, wenn sie ein paar Minuten lang gearbeitet haben, im Nu erhoben, als sie einen ihrer Mönche unter lebhaften Gestikulationen eilenden Schrittes auf ihr Dorf zulaufen sahen.

Es war ein Mann von 50–55 Jahren, nicht bloß dick, sondern fett, und zwar

mit solchem Fett behaftet, das als Produkt der Faulheit und Müßigkeit entsteht – ein Mann, dessen verschlagenes Gesicht einen bloß mittelmäßigen Grad von Vertrauen wecken konnte.

"Ei! was gibt es, heiliger Vater, was gibt es?" rief, auf ihn zueilend, einer der Matrosen. Der Vityliner sprach stark durch die Nase, daß einem wohl der Gedanke hätte kommen können, Nason für einen Altvordern der Hellenen zu halten, zugleich redete er jenes maniotische Platt, das ein Gemisch aus Griechisch, Türkisch, Italienisch und Albanesisch ist und den andern Gedanken wecken kann, als sei es schon zur Zeit des Turmbaues von Babel gesprochen worden.

"Haben die Soldaten Ibrahims die Höhen des Taygetes erstiegen?" fragte ein anderer Matrose mit einer Gebärde so ausgesprochener Gleichgiltigkeit, daß man von Vaterlandsliebe bei ihm kaum Spuren vermuten konnte.

"Wenn es nicht am Ende gar Franken sind, die uns gerade noch fehlten," erwiderte der, welcher zuerst gesprochen hatte.

Aus diesem Gespräch ließ sich entnehmen, in welch geringem Maße der damals in seinem schrecklichen Stadium befindliche Kampf diese Griechen vom äußersten Peloponnes interessierte, im starken Gegensatz zu den Manioten im Norden, die sich im Freiheitskriege durch die glänzendsten Waffentaten auszeichneten.

Aber der fette Gottesknecht konnte weder diesem noch jenem Rede und Antwort stehen. Er hatte sich auf dem Wege über die steilen Abhänge ganz außer Atem gerannt. Seine Asthmatiker-Brust keuchte. Er wollte sprechen, doch es gelang ihm nicht. Einer seiner Altvordern im Hellas, der Krieger von Marathon, hatte wenigstens noch, ehe er tot zusammenbrach, den Sieg des Miltiades verkünden können. Aber es handelte sich ebenso wenig noch um Miltiades als um den Krieg der Athener wider die Perser. Waren es ja doch kaum Griechen, diese wilden Bewohner der äußersten Spitze der Landschaft Magnos!

"Ei, so sprich doch, Vater! sprich doch!" rief ein alter Matrose, namens Gozzo, der ungeduldiger war als die übrigen, als hätte er, was der Mönch verkünden wollte, erraten.

Endlich war der Gottesknecht wieder zu Atem gekommen, und die Hand ausstreckend, rief er:

"Schiff in Sicht!"

Auf diese drei Worte hin waren die Faulpelze im Nu auf den Beinen und stürmten, freudig in die Hände klatschend, einen Felsen hinauf, der den Hafen überragte. Von da aus konnte ihr Blick das weite Meer in weit größerem Umkreise übersehen.

Wer hier nicht einheimisch war, hätte meinen können, dieses Leben sei durch

das Interesse geweckt, das jedes von hoher See her kommende Schiff bei fanatischen Seeleuten naturgemäß wecken müsse. Dem war nicht so oder vielmehr, dem war nur in gewisser Hinsicht so, wenn nämlich diese Halbinsulaner durch eine Nutzensfrage in Alarm gesetzt werden konnten.

Zur Zeit nämlich, wo diese Erzählung zu Papier gebracht wird – nicht in jenem Augenblick, da sich dieselbe zutrug – ist die Landschaft Magnos ein Land für sich im Mittelpunkte des durch den Willen der europäischen Signatarmächte im Vertrag von Adrianopel Anno 1829 zum unabhängigen Königreich erhobenen Griechenlands. Die Manioten oder zum wenigsten die diesen Namen führenden Küstenleute, die auf den verlängerten Landspitzen zwischen den Meerbusen wohnen, sind mehr als zur Hälfte Barbaren geblieben, denen ihre persönliche Freiheit weit mehr am Herzen liegt als die Freiheit ihres Vaterlands. Kein Wunder also, daß diese äußerste Landzunge von Nieder-Morea seit alters sich unter kein Regiment hat zwingen lassen wollen! weder den türkischen Janitscharen, noch den griechischen Gendarmen hat dieses Kunststück gelingen wollen. Händel- und rachsüchtig, gleich den Korsen Sklaven der Blutrache, räuberisch von Geburt und doch das Gastrecht heilig haltend, vor dem Meuchelmord nicht zurückschreckend, sobald er durch Raub notwendig wird, halten sich diese rauhen Gebirgsvölker trotz allem für die direkten Abkömmlinge der Spartiaten; aber von ihren unzugänglichen "Pyrgos" oder Bergfesten aus, deren man in diesen gewundenen Ketten des Taygetes zu Tausenden zählt, spielen sie mit besonderer Vorliebe die zweifelhafte Rolle jener Wegelagerer des Mittelalters, die ihre Feudalrechte mit Dolchstößen und Pfeilschüssen ausübten.

Sind nun die Manioten noch gegenwärtig halbe Wilde, so läßt sich leicht vorstellen, wie es um sie mehr denn 50 Jahre früher stand. Ehe während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts ihrem seeräuberischen Treiben durch die an den Küsten kreuzenden Dampfschiffe der Garaus gemacht wurde, waren die Manioten als die verwegensten Seeräuber in der ganzen Levante gefürchtet. Und vor allem war es, durch seine Lage am äußersten Zipfel des Peloponnes an der Einfahrt zweier Meere, wie auch durch seine Nähe an der allem Seeräubervolk ans Herz gewachsenen Insel Cerigotto, der Hafen von Vitylo, der solchem Gesindel eine gute Zuflucht bot.

Hier wimmelte es von seetüchtigen Leuten, und von hier aus wurden der griechische Archipel sowohl als die anstoßenden Gewässer des Mittelmeeres mit Raubzügen förmlich überschwemmt. Der eigentliche Sammelpunkt für diesen Teil der Landschaft Magnos führte damals genauer den Namen Kakovonni, und die Kakovonnioten mit ihren Wohnsitzen auf der im Kap Matapan auslaufenden Landspitze hatten leichtes Feld für ihren Seeraub. Auf dem Meere gingen sie den

Schiffen direkt zu Leibe. Vom Lande lockten sie dieselben durch falsche Signale heran. Ueberall plünderten sie, überall sengten und brandschatzten sie. Ob die Schiffsbesatzung türkisch war oder maltesisch, ägyptisch oder schließlich auch griechisch, war ihnen so gut wie gleichgiltig: sie wurde ohne Erbarmen niedergemacht oder nach den Barbareskenstaaten in die Sklaverei verkauft. Kam einmal stille Zeit, wurden die Küstenfahrzeuge in den Gewässern des Busens von Koron oder Marathon, auf der Höhe von Cerigo oder des Kaps Gallo rar, dann stiegen öffentliche Gebete empor zum Gott und Herrn der Stürme, damit Er die Gnade habe, ein Schiff von stattlichem Tonnengehalt und mit reicher Fracht zu ihnen zu führen! und kein Gottesknecht weigerte sich, zum größern Nutzen ihrer Getreuen solche Fürbitte in der Kirche zu tun.

Wochenlang hatte es keine Gelegenheit zu Raub und Plünderung gegeben. Kein Schiff war am Strande von Magnos gescheitert. Kein Wunder also, daß der Ruf des Mönchs: "Schiff in Sicht!" sozusagen elektrisierend wirkte.

Fast im selben Augenblick dröhnten die dumpfen Schläge der Simandra, einer Glocke aus Holz mit eisernem Klöppel, die in jenen Provinzen im Brauch ist, wo die Türken metallne Glocken nicht zulassen. Aber die unheimlich klingenden Schläge reichten hin, um eine von Habgier beseelte Bevölkerung zusammenzutreiben: Männer, Weiber, Kinder, blutdürstige gefürchtete Hunde: alle gleichmäßig erfüllt von der Gier zu plündern und zu morden.

Unterdes diskutierten die Leute von Vitylo auf dem hohen Felsen, wo sie standen, mit lautem Geschrei. Was für ein Schiff war es, das der Gottesknecht gemeldet hatte?

Unter dem Druck der Brise aus Nordnordwest, die sich bei sinkender Nacht noch frischte, machte das Schiff, das die Backbordhalsen gesetzt hatte, sehr schnelle Fahrt. Ja, es schien nicht ausgeschlossen zu sein, dass es scharf am Kap Matapan anlaufen würde, dass es lavierte. Sein Kurs schien der Vermutung Raum zu geben, dass es aus den kretensischen Gewässern kam. Schon trat das Schiff langsam über der weiße Furche, die sein Kiel zog, in Sicht; aber sein Segelzeug bildete für das Auge noch immer nur eine verworrene Masse. Demzufolge ließ sich schwer erkennen, zu welcher Gattung von Fahrzeugen das Schiff, das man sah, gehörte. Zufolgedessen widersprachen sich die Meinungen aller Minuten.

"Eine Schebecke ist's!" erklärte einer von den Seeleuten; "ich habe ganz deutlich die viereckigen Segel am Fockmast gesehen!"

"Nicht doch!" erwiderte ein anderer, "eine Pinke ist's und nichts anderes! seht doch sein hohes Achter und den ausgebauchten Vorsteven!"

"Schebecke oder Pinke! ei! wer würde die voneinander unterscheiden können aus solcher Entfernung!"

"Ob's nicht gar eine Polakra ist mit Quadratsegeln?" bemerkte ein anderer Matrose, der sich aus seinen halbgeschlossenen Händen ein Fernrohr gedreht hatte.

"Sei uns der liebe Gott gnädig!" versetzte der alte Gozzo. "Ob nun Polakra oder Schebecke oder Pinke, auf alle Fälle ist's ein Dreimaster, und ein Dreimaster ist immer besser als ein Zweimaster, wenn er bei uns stranden soll mit einer ordentlichen Weinfracht aus Kandia oder mit Stoffen aus Smyrna!"

Zufolge dieser den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkung hielt alles noch weit schärfere Ausschau. Das Schiff kam näher und wurde langsam größer; aber gerade weil es so dicht am Winde fuhr, konnte man es nicht von der Quere sehen; es hätte also noch immer seine Schwierigkeit gehabt, zu entscheiden, ob es ein Zwei- oder ein Dreimaster sei, das heißt: ob man auf eine beträchtliche Tonnenlast rechnen dürfe oder nicht.

"O! das Unglück verfolgt uns, und der Teufel hat die Hand im Spiel!" rief Gozzo und stieß einen jener vielzungigen Flüche aus, mit denen er all seine Sätze verstärkte ... "wir werden nicht über eine Feluke hinauskommen ..."

"Oder gar nur eine Speronare!" rief der Gottesknecht, nicht weniger enttäuscht als seine Gläubigen.

Ob diese beiden Bemerkungen mit Ausrufen des Verdrusses hingenommen wurden, wird nicht erst gesagt zu werden brauchen. Aber mochte es nun solch oder solch ein Fahrzeug sein, so viel ließ sich schon beurteilen, daß es nicht über 100–120 Tonnen messen würde. Schließlich kam es ja gar nicht auf ein beträchtliches Quantum an, sobald die Qualität der Fracht hervorragend war. Gar manche von diesen gewöhnlichen Feluken oder gar Speronaren sind nämlich mit köstlichen Weinen, feinen Oelen oder wertvollen Geweben befrachtet. In solchem Falle sind sie des Angriffs schon wert und bringen viel ein für einen kleinen Aufwand von Mühe. Zu verzweifeln brauchte man also noch immer nicht. Zudem fanden die Alten unter der Schar, die auf solchem Gebiete gutbeschlagen waren, an dem Schiffe einen gewissen Grad von vornehmer Form und flotter Fahrt: allemal Eigenschaften, die zu seinem Vorteil sprachen.

Inzwischen begann die Sonne im Westen des ionischen Meeres hinter dem Horizont zu verschwinden; aber die Oktoberdämmerung ließ erwarten, daß es noch immer eine Stunde lang hell genug bleiben würde, um vor Einbruch der Nacht das Schiff noch feststellen zu können. Zudem wendete es, nach Umschiffung des Kap Matapan, um bessere Einfahrt in den Busen zu haben, um zwei Quarten und zeigte sich den Blicken der Beobachter unter besseren Bedingungen.

Kein Wunder, daß im nächsten Augenblicke dem Munde des alten Gozzo das Wort "Sakolewa!" entfuhr.

"Eine Sakolewa!" schrieen seine Kameraden, deren Aerger sich durch eine Flut von Flüchen Luft machte.

In dieser Hinsicht aber gab es keinen Streit, weil kein Irrtum mehr möglich war. Das Schiff, das an der Mündung des Golfs von Koron manövrierte, war tatsächlich nichts anderes als eine Sakolewa. Zudem waren schließlich die Leute von Vitylo sehr im Unrecht, über Unglück zu schreien, denn es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß sich auch an Bord von solchen Sakolewen kostbare Fracht vorfindet.

Als Sakolewen bezeichnet man in der Levante Fahrzeuge von mittlerem Tonnengehalt, mit leicht aufwärts gebogenem Hinterdeck und aurischem Segelwerk auf den drei Masten. Der stark zum Vorsteven hin gekippte, mitten im Schiff stehende Großmast trägt ein lateinisches Segel, ein Not- und ein Marssegel mit fliegendem Topp. Zwei Klüver am Vorsteven, zwei Spitzsegel auf den beiden ungleichen Masten des Hinterschiffs bilden die Ergänzung des Segelwerks, das solcher Sakolewa einen Anblick von merkwürdiger Beschaffenheit verleiht. Die grellen Farben, mit denen ihr Rumpf bemalt ist, die im Gegensatz zum Hinterschiff gradlaufende Form ihres Vorstevens, die Mannigfaltigkeit ihrer Bemastung, der phantastische Schnitt ihrer Segel, stellen die Sakolewa in die vorderste Reihe jener graziösen Schiffe, die in den schmalen Gewässern des griechischen Archipels zu Hunderten luven.

Obwohl die Brise Neigung steif zu werden verriet und der Himmel sich mit "Lämmchen" – Bezeichnung bei den Bewohnern der Levante für eine gewisse Wolkenbildung des südlichen Himmels – zu überziehen anfing, verringerte doch die Sakolewa ihr Segelwerk um kein Stück. Sie hatte sogar ihr fliegendes Topp beibehalten, das mancher Seemann von geringerer Verwegenheit gewiß schon hereingeholt hätte. Augenscheinlich verfolgte der Kapitän die Absicht, ans Land zu gehen, weil er keine Lust hatte, auf einem schon "harten" Meere, das noch schlimmer zu werden drohte, die Nacht zuzubringen.

Bestand nun aber bei dem Seevolk von Vitylo kein Zweifel mehr darüber, daß die Sakolewa in den Busen einfuhr, so blieb noch immer die Frage offen für sie, ob die Wahl des Kapitäns auf ihren Hafen fallen würde.

"Ei!" rief einer von ihnen, "es sieht ganz aus, als ob sie, statt einzufahren, noch immer den Wind zu kneifen sucht."

"Dann soll sie der Satan ins Schlepptau nehmen!" rief ein anderer; "sie wird doch nicht bloß lavieren, um wieder in See hinauszustechen?"

"Hält sie denn überhaupt Kurs auf Koron?"

"Oder auf Kalamata?"

Von diesen beiden Annahmen war die eine so gut möglich wie die andere. Koron ist ein Hafen an der maniotischen Küste, der von den Kauffahrteischiffen

der Levante ziemlich oft angelaufen wird und eine bedeutende Ausfuhr von Oelen aus dem südlichen Griechenland hat. Nicht anders verhält es sich mit dem im Grunde des Golfs gelegenen Kalamata, dessen Bazare von Manufakturware, Stoffen oder Töpferware, die aus den verschiedenen Ländern von Westeuropa hierher geschafft wird, strotzen. Es war also recht wohl möglich, daß die Sakolewa nach einem dieser beiden Häfen unterwegs war – was den auf Raub und Plünderung erpichten Leuten von Vitylo einen starken Strich durch die Rechnung gemacht haben würde.

Die Sakolewa machte, während sie das Ziel einer so lebhaften Aufmerksamkeit blieb, schnelle Fahrt. Nicht lange dauerte es mehr, so segelte sie auf Höhe von Vitylo. Das war der Moment, in welchem ihr Schicksal sich entscheiden sollte. Hielt sie nach wie vor auf den Hintergrund des Golfes zu, so mußte Gozzo mit seinen Kameraden alle Hoffnung, sich ihrer zu bemächtigen, fallen lassen; denn selbst in ihren schnellsten Barken würden sie keine Aussicht haben, die ihnen durch das ungeheure Segelwerk, das sie ohne Mühe trug, an Fahrgeschwindigkeit weit überlegene Sakolewa einzuholen.

"Sie kommt heran!"

Die Worte kamen aus dem Munde des alten Seemanns, dessen Arm mit seiner Hakenhand sich wie ein Enterhaken nach dem kleinen Fahrzeuge reckte.

Gozzo irrte sich nicht. Das Steuerruder war zum Winde gedreht worden, und die Sakolewa hielt Kurs auf Vitylo. Jetzt wurden ihr fliegendes Topp und ihr zweites Focksegel hereingeholt, dann klatschte ihr Klüver an seinen Raaen nieder. Hierdurch um einen Teil ihrer Takelage erleichtert, befand sie sich in besserer Gewalt des Manns am Ruder.

Es fing nun an, Nacht zu werden. Die Sakolewa hatte gerade noch Zeit, in die Kanäle von Vitylo zu steuern. Dort ragen Klippen unter Wasserflächen, denen es auszuweichen gilt, wenn ein Schiff nicht scheitern will. Am Großmast des kleinen Fahrzeugs war aber von einer Lotsenflagge nichts zu sehen. Sein Kapitän mußte also diese ziemlich gefährlichen Tiefen genau kennen, da er sich, ohne Beistand zu begehren, hineinwagte. Vielleicht traute er auch – mit Fug und Recht – den Leuten von Vitylo nichts Gutes zu, die sich wohl kaum besonnen hätten, sein Schiff an erster bester Stelle auf den Grund laufen zu lassen, wo schon zahllose Schiffe zu Grunde gegangen waren.

Zudem erhellte zu jener Zeit noch kein Leuchtturm diesen Teil der Küste von Magnos. Ein bloßes Hafenlicht diente als Wegweiser in den engen Kanal.

Die Sakolewa indessen kam näher. Bald war sie bloß noch eine halbe Meile von Vitylo. Sie steuerte ohne Zögern auf das Land zu. Man merkte, sie wurde von geschickter Hand geführt: ein Umstand, nicht nach dem Herzen all dieser Missetäter, die es natürlich lieber gesehen hätten, wenn das Schiff, nach dem sie

begehrten, auf eine Klippe aufgestoßen wäre. Begann doch die Klippe das Werk, das sie dann vollendeten. Erst Strandung, dann Seeraub: so war es ihnen immer am liebsten. Dadurch kamen sie um den Kampf mit bewaffneter Hand, um einen direkten Angriff und Ueberfall herum, bei dem immer Leute von ihnen selber draufgehen konnten. Gab es doch oft genug Schiffe, deren mutige Mannschaft sich tapfer zur Wehr setzte, statt sich wehrlos überfallen zu lassen.

Gozzos Kameraden verließen nun, ohne einen Augenblick zu säumen, ihren Ausguckposten und stiegen wieder zum Hafen hinunter. Es galt nun, all jene Manöver ins Werk zu setzen, mit denen alles Seeräubervolk, im Abend- wie im Morgenlande, genau Bescheid weiß.

Die Sakolewa in den Engen des Kanals dadurch zum Stranden zu bringen, daß man ihr eine falsche Richtung wies, war in solch finsterer Nacht doch wahrlich kein Kunststück.

"Ans Hafenfeuer!" rief einfach Gozzo, dem seine Kameraden aus Gewohnheit aufs Wort gehorchten.

Man verstand, was der alte Seemann wollte. Nach zwei Minuten verlosch dies Feuer, das nichts weiter war als eine bloße Laterne, die auf der kleinen Mole oben an einer Mastspitze hing. Gleich darauf trat ein anderes Feuer in Sicht, und zwar zuerst aus der gleichen Richtung; während aber das erste von der Mole aus, wo es hing, dem Schiffer auf See einen festen Punkt wies, sollte ihn das zweite durch seine Beweglichkeit aus dem Kanal herauslocken und in die Gefahr des Aufrennens und Strandens setzen. Dieses trügerische Licht war nämlich ebenfalls eine Laterne, deren Schein von dem des Hafenlichts sich in keiner Weise unterschied. Aber diese zweite Laterne war einer Ziege an die Hörner gehängt, die am Klippenrande in langsamem Tempo entlang getrieben wurde. Ziege und Laterne veränderten also zusammen fortwährend ihren Standpunkt, wodurch die Sakolewa zu falschem Manövrieren veranlaßt werden sollte.

Daß die Leute von Vitylo durch derartiges Verfahren Schiffe ins Unglück gelockt hatten, geschah nicht zum erstenmale. Nein, wahrlich nicht! und nur selten war es sogar vorgekommen, daß sie ihr Verbrechen erfolglos übten.

Mittlerweile war die Sakolewa in den Kanal eingefahren. Sie hatte auch ihr Hauptsegel gerefft und trug bloß noch ihre lateinischen Segel am Hinterschiff und ihr Focksegel. Dieses verringerte Segelzeug mußte ihr ausreichen, um sie bis zur Anlände zu bringen.

Zur höchsten Verwunderung der sie im Auge haltenden Seeleute kam die Sakolewa mit unglaublicher Sicherheit durch alle Windungen des Fahrwassers vorwärts. Um jenes bewegliche Licht an den Hörnern der Ziege schien sie sich gar nicht zu bekümmern. Beim hellsten Tageslichte hätte sie unmöglich richtiger steuern können; ihr Kapitän mußte also Vitylo schon häufig angelaufen haben,

um mitten in finsterer Nacht hier eine Landung zu wagen.

Schon wurde er sichtbar, dieser verwegene Seemann; seine Figur hob sich scharf heraus in dem Schatten auf dem Vorsteven der Sakolewa. Er stand, in die weiten Falten seiner Aba gehüllt einer Art wollnen Mantels mit Kapuze, die über den Kopf niederfiel; wahrlich! dieser Kapitän hatte nichts an sich von jenen ängstlichen Küstenfahrern, die bei keinem Manöver, das sie mit ihrem Fahrzeug ausführen, den Rosenkranz mit den großen Perlen, wie man sie fast überall im griechischen Archipel trifft, aus den Fingern legen. Nein! der hier gab dem am Hintersteven des kleinen Fahrzeugs postierten Steuermann seine Befehle mit leiser, ruhiger Stimme.

Da verlöschte plötzlich die am Strande entlang wandernde Laterne. Aber die Sakolewa ließ sich dadurch nicht beirren, sondern verfolgte zielbewußt ihre Fahrt. Eine Weile lang konnte man glauben, sie müßte bei einer jähen Wendung gegen einen knapp über Wasser ragenden gefährlichen Felsen, in Kabellänge etwa vom Hafen entfernt, aufrennen, zumal derselbe in der herrschenden Finsternis unmöglich zu sehen war. Aber ein schwacher Druck des Steuers reichte, um die Sakolewa von dem Felsen abzubringen.

Den Leuten von Vitylo blieb also keine Aussicht mehr auf die Vorteile einer Strandung, die ihnen die Sakolewa wehrlos überliefert haben würde. Nur noch Minuten konnte es dauern, bis sie im Hafen vor Anker liegen würde. Wollten sie sich ihrer bemächtigen, so blieb kein anderes Mittel mehr als sie zu entern.

Eine kurze Erörterung fand zwischen dem Seeräubervolk statt, dann wurde beschlossen, in dieser Weise vorzugehen, die bei der noch immer herrschenden Dunkelheit auch Erfolg zu versprechen schien.

"In die Boote!" rief der alte Gozzo, über dessen Kommandos niemals ein Wort fiel, vornehmlich dann nicht, wenn sie den Seeraub betrafen.

Etwa dreißig kräftige Männer, manche mit Pistolen, überwiegend aber mit Dolchen und Beilen bewaffnet, stürzten in die am Kai festgemachten Boote und rückten, an Zahl ohne Frage der Besatzung der Sakolewa überlegen, vor.

Da ertönte an Bord derselben ein kurzes Kommando. Das Schiff war aus dem Kanal heraus in den offenen Hafen gelangt, die Trossen wurden gelöst, der Anker faßte Grund und nach kurzer Erschütterung, veranlaßt durchs das Anziehen der Kette, lag das Schiff unbeweglich. Die Boote waren bis auf ein Paar Fadenlängen heran. Ohne auch nur gesteigertes Mißtrauen zu zeigen, aber in Kenntnis des schlimmen Rufes, in welchem die Leute von Vitylo stehen, hatte die Besatzung der Sakolewa, um für jeden Notfall gerüstet zu sein, zu den Waffen gegriffen.

Zunächst trat solcher Notfall nicht ein. Sobald das Schiff vor Anker lag, war der Kapitän zwischen Vor- und Hintersteven mehrmals auf und ab geschritten,

während seine Mannschaft sich, unbekümmert um die heranfahrenden Boote, mit der Ordnung des Segelwerks und der Säuberung des Decks zu tun machte. Bloß ein Umstand wäre einem aufmerksamen Auge nicht entgangen, daß nämlich die Segel nicht angeschlagen wurden, daß man sich also die Möglichkeit ließ, sie sofort wieder zu hissen und in See zu stechen.

Das erste Boot kam an Backbord der Sakolewa und legte an. Die andern Boote waren fast gleichzeitig zur Stelle ... und da die Sakolewa sehr niedrige Wandungen hatte, war es den Angreifern ein leichtes, sich hinaufzuschwingen. Mit wildem Geschrei stürmten die Verwegensten nach dem Hinterschiff. Einer packte einen Feuerbrand und leuchtete dem Kapitän ins Gesicht.

Mit raschem Griffe riß dieser die Kapuze auf die Schultern, so daß sein Gesicht in volles Licht trat.

"Ei, ei!" rief er, "kennen die Leute von Vitylo denn den Landsmann Nikolas Starkos nicht mehr?"

Mit diesen Worten hatte der Kapitän ruhig die Arme über seiner Brust gekreuzt. Im andern Augenblick waren die Boote abgestoßen, und im schnellsten Tempo nach dem Hafen zurückgesteuert.

Zweites Kapitel.

Auge in Auge.

Zehn Minuten später stach ein leichtes Boot, eine Gig, von der Sakolewa ab und legte am Fuß der Mole an; dort ging, ohne alle Bedeckung, ohne jede Waffe, der Mann ans Land, vor dem die Leute von Vitylo soeben so schnell das Hasenpanier ergriffen hatten.

Der Mann war der Kapitän der "Karysta" – diesen Namen führte das kleine Schiff, das eben in den Hafen eingelaufen war. Er war von Mittelgröße. Unter der dicken Seemannskappe zeigte sich eine hohe, stolze Stirn. Aus seinen kalten Augen fiel ein starrer, strenger Blick. Ueber seiner Lippe lief, wagerecht gespannt, in dickem Busche, nicht in Form einer Spitze endigend, der Klephten-Schnurrbart. Seine Brust war breit, seine Gliedmaßen verrieten gewaltige Kraft. Sein schwarzes Haar fiel in Locken auf die Schultern. Er mochte Mitte der Dreißiger sein; wenn er darüber hinaus war, so sicher nur um ein paar Monate; aber seine vom Seewinde gebräunte Haut, die Härte seines Gesichtsausdrucks, eine Falte in der Stirn, tief gegraben wie eine Ackerfurche, in der kein gutes Samenkorn keimen kann, ließen ihn älter erscheinen als er war.

Das Gewand, das er zur Zeit trug, war weder die Jacke noch die Weste, noch die Fustanella der Palikaren. Sein Kaftan mit der braunen Kapuze und mit Säumen von ziemlich nüchterner Farbe besetzt, sein Beinkleid von grünlicher Färbung, das in weiten Falten bis auf die Schäfte der hohen Stiefel fiel, um dort zu verlaufen, erinnerten vielmehr an die Tracht des Seemanns von der Barbaresken-Küste. Und doch war Nikolas Starkos Grieche von Geburt und stammte direkt aus Vitylo. Dort hatte er seine Knaben- und Jünglingszeit verlebt; in diesem Klippenbereich hatte er das Seemannsgewerbe gelernt; in diesen Gewässern hatte er Stürmen und Strömungen getrotzt. Keine Bucht, deren Tiefe und deren Ufer er nicht gekannt hätte! Keine Klippe, kein Riff, kein Felsgang unter Wasser, die ihm nicht vertraut wären! Keine Enge, kein Kanal, wo er nicht ohne Kompaß und Lotsen zurecht gefunden hätte durch all die vielen Krümmungen und Wendungen, die jede Fahrstraße in diesen Gewässern macht! Es erklärt sich also leicht, wie er seine Sakolewa, aller falschen Signale seiner Landsleute ungeachtet, mit dieser sichern Hand hatte steuern können. Zudem wußte er, welche Vorsicht den Leuten von Vitylo gegenüber am Platze war. Er hatte sie ja schon bei der Arbeit gesehen! und vielleicht war er im Grunde genommen gar kein Feind ihrer seeräuberischen Bräuche, so lange er persönlich

wenigstens nicht darunter zu leiden brauchte.

Aber wenn Nikolas Starkos seine Landsleute kannte, so kannten auch seine Landsleute ihren Nikolas Starkos. Seit dem Tode seines Vaters, der zu den Tausenden gehörte, die türkischer Grausamkeit zum Opfer fielen, wartete seine von Rachedurst erfüllte Mutter nur auf die Stunde, wenn ihr Volk sich gegen das ottomanische Joch erheben würde, um als erste sich gegen die Todfeinde zu kehren. Nikolas selber hatte das Magnos in seinem 18. Jahre verlassen, um die See oder, richtiger gesagt, den Archipel zu befahren, und zwar nicht bloß als Seemann, sondern auch als Seeräuber. An Bord welcher Schiffe er während dieser Zeit gedient hatte, unter welchen Seeräuberkapitänen er gefahren war, unter welcher Flagge er seine ersten Wassertaten vollführt hatte, welches Blut, ob das der Feinde oder das der Beschützer Griechenlands, oder gar das gleiche, das in seinen Adern floß, er vergossen hatte: das zu sagen wäre wohl kaum ein Mensch imstande gewesen. Indessen mehr denn einmal war er schon in den verschiedenen Häfen des Meerbusens von Koron gesehen worden. Gar mancher von seinen Landsleuten hatte erzählen können von den Heldenstückchen als Seeräuber, die er zusammen mit ihm ausgeführt hatte, manches Kauffahrteischiff hatten sie mit ihm überfallen und in Grund gebohrt, gar manche reiche Prise mit ihm geteilt! Aber ein Geheimnis war um den Namen Nikolas Starkos gewoben, – und so rühmlich bekannt war derselbe in den Provinzen des Magnos, daß sich all und jeder vor ihm beugte.

Hiernach begreift sich der Empfang, der diesem Manne von den Leuten von Vitylo bereitet wurde; hieraus erklärt sich, daß sein bloßer Name, seine bloße Gegenwart genügt hatte, sie Abstand nehmen zu lassen von der Plünderung der Sakolewa, die sie schon als ihnen verfallen betrachtet hatten.

Sobald der Kapitän der "Karysta" kurz hinter der Mole den Fuß auf den Kai gesetzt hatte, bildeten Männer und Weiber, die herbeigelaufen waren, um ihn zu sehen, respektvoll Spalier. Kein Ruf war laut geworden, als er aus seiner Gig stieg. Sein Prestige war scheinbar groß genug, um durch sein bloßes Erscheinen schon Ruhe ringsum zu stiften. Man wartete, bis er sprechen würde, und wenn er es unterließ, zu sprechen, – ein Fall, der leicht eintrat – so getraute sich niemand, das Wort etwa selber an ihn zu richten.

Nikolas Starkos schritt, nachdem er die Matrosen mit der Gig wieder an Bord seiner Sakolewa geschickt hatte, auf den Winkel zu, der im Hintergrunde des Hafens von dem Kai gebildet wird. Aber kaum hatte er zwanzig Schritt in dieser Richtung getan, als er stehen blieb. Dann wendete er sich an den ihm bekannten alten Seemann, der ihm, gleichsam gewärtig eines Befehls, gefolgt war, und sagte:

"Gozzo! ich werde wohl noch zehn kräftige Leute brauchen, um meine

Mannschaft vollzählig zu machen."

"Die sollst du haben, Nikolas Starkos," erwiderte Gozzo. Und hätte der Kapitän der "Karysta" hundert Leute begehrt, so würde er sie unter dieser seefahrenden Bevölkerung gefunden haben, ganz, wie er sie haben wollte ... und diese hundert Leute würden, ohne zu fragen wohin man sie führen, zu welchem Gewerbe man sie bestimmen wolle, für wessen Rechnung sie fahren oder kämpfen sollten, ihrem Landsmann gefolgt sein, männiglich bereit, sein Schicksal zu teilen, da sie alle wußten, auf diese oder jene Weise auf ihre Rechnung dabei zu kommen.

"In einer Stunde," setzte der Kapitän hinzu, "sollen die zehn Mann an Bord der "Karysta" sein!"

"Sie werden dort sein," erwiderte Gozzo.

Nikolas Starkos bedeutete Gozzo durch einen Wink, daß er seine Begleitung nicht weiter wünsche, stieg den Kai hinauf, der sich an die Mole schloß, und verschwand in einer der engen Gassen, die beim Hafen mündeten.

Gozzo, der Alte, kehrte, gehorsam Starkos' Willen, zu seinen Kameraden zurück und widmete sich bloß der Auswahl der zehn für die Ergänzung der Mannschaft der Sakolewa notwendigen Leute.

Mittlerweile stieg Nikolas Starkos langsam über die Hänge des steilen Uferfelsens, welcher den Flecken Vitylo trägt. In dieser Höhe war kein anderes Geräusch vernehmlich als das Gebell der bissigen Hunde, die für Reisende kaum weniger zu fürchten waren als Schakals und Wölfe, Hunde mit furchtbaren Kinnladen und großem Bulldoggen-Gesicht, die sich mit dem Stocke kaum abwehren lassen. Ein paar Möwen kreisten mit kurzen Schlägen ihrer großen Flügel durch die Lüfte, auf dem Wege zu ihren Schlupfwinkeln am Strande befindlich.

Bald hatte Nikolas Starkos die letzten Häuser von Vitylo hinter sich. Von hier ab schlug er den rauhen Pfad ein, der um die Akropolis von Kerapha heraufläuft. An den Ruinen einer Feste vorbei, die hier zur Zeit, als die Kreuzfahrer verschiedene Punkte des Peloponnes besetzt hielten, durch Ville-Hardouin erbaut worden war, um die Mauern von alten Türmen herum, von denen der Uferfelsen noch immer gekrönt wird, führte ihn sein Weg. Bei dem alten Gemäuer blieb er eine Weile stehen und drehte sich um.

Am Horizont, diesseits vom Kap Gallo, war die zunehmende Mondsichel schon halb in den Fluten des Ionischen Meeres versunken. Hie und da funkelten ein paar Sterne durch schmale Wolkenfetzen, die von dem frischen Abendwind gejagt wurden. Wenn der Wind aussetzte, herrschte unbedingtes Schweigen um die Akropolis herum. Ein paar kleine, kaum sichtbare Segel furchten die Oberfläche des Golfs quer auf Koron zu oder in der Richtung nach Kalamata

hinauf. Ohne das an ihrer Mastspitze hin und her tanzende Fanal wären sie wohl kaum erkenntlich gewesen. Mehr nach dem Fuße der Felsen zu, an verschiedenen Punkten des Gestades, leuchteten, verzwiefacht durch das zitternde Widerspiel der Fluten, noch sieben bis acht andere Feuer. Waren es Signallichter von Fischerbarken oder Laternenschein von menschlichen Behausungen? Wer hätte es sagen können?

Nikolas Starkos durchschweifte mit seinem an Finsternis gewöhnten Blick diese ganze unermeßliche Fläche. Im Seemannsauge liegt eine durchdringende Sehkraft, die ihm in Weiten zu sehen gestattet, wohin kein anderes Auge zu sehen vermag. Momentan hatte es aber nicht den Anschein, als ob das, was außen um ihn her vorging, auf den jedenfalls an andere Szenen gewöhnten Kapitän der "Karysta" von Eindruck sei. Nein! er war in sich gekehrt, er sah nur im Geiste. Diese heimatliche Luft, die gleichsam Landeshauch ist, atmete er, fast ohne es zu wissen ... und ohne ein Glied zu rühren, in Sinnen versunken, mit übereinander geschlagenen Armen, blieb er stehen, während sein aus der Kapuze befreiter Kopf so starr und steif zwischen den Schultern saß, als sei er aus Stein gemeißelt.

So verstrich nahezu eine Viertelstunde. Nikolas Starkos hatte den Blick unverwandt nach Westen zu gerichtet, wo in weiter Ferne das Meer den Horizont abschloß. Dann machte er ein paar Schritte in schräger Richtung den Felshang hinauf. Es war durchaus nicht Zufall, der seine Schritte lenkte. Ein heimlicher Gedanke war sein Führer; aber fast sah es aus, als ob seine Augen noch immer zu sehen vermieden, was sie auf den Höhen von Vitylo suchten.

Uebrigens läßt sich wohl kaum ein trostloserer, öderer Anblick denken als dieses Küstenland vom Kap Matapan bis zur äußersten Sackgasse des Meerbusens. Hier wachsen weder Orangen, noch Zitronen, noch wilde oder Lorbeer-Rosenbäume, weder argolischer Jasmin noch Feigen- oder Erd- und Maulbeerbäume, hier ist keine Spur vorhanden von all der herrlichen Vegetation, die gewisse Teile Griechenlands zur reichen blühenden Landschaft gestaltet. Hier hebt sich keine immergrüne Eiche, keine Platane, kein Granatbaum von dunklem Cypressen- und Cederngrunde ab. Ueberall Felsen, die beim nächsten Erdstoß in die Fluten des Golfs abrutschen können. Ueberall auf diesem Boden der Landschaft Magnos, die eine recht karge Amme ihrer Bevölkerung ist, eine Art wilder Rauheit und Schärfe. Kaum ein paar verkrüppelte, [phantastisch verzerrte Pinien, denen man alles Harz entzogen, denen aller]Setzfehler, Zeile fehlt Saft fehlt, die tiefe Wunden an ihren Stämmen zeigen. Dann und wann ein paar magere Kakteen, die richtigen Dornendisteln mit Blättern, deren Aussehen sich mit Igelzwergen, die auf der einen Seite geschoren worden, vergleichen ließe. Nirgendswo endlich, weder an dem verkrüppelten Strauchwerk noch an

dem mehr aus Kiesel- als aus Humuserde gebildeten Boden auch nur soviel Nahrung, daß Ziegen, die doch mit dem kümmerlichsten Futter zufrieden sind, ihr Fortkommen hätten finden können.

Nach etwa wiederum zwanzig Schritten blieb Nikolas Starkos von neuem stehen. Dann drehte er um nach Nordosten, dorthin wo sich der ferne Karst des Taygetes auf dem um einige Scheine helleren Himmelsgrunde in schärferem Profile zeichnete. Ein paar Sterne, die zu dieser Zeit aufgingen, ruhten noch wie große Glühwürmer dicht über dem Horizont.

Nikolas Starkos hatte sich nicht vom Flecke gerührt. Seine Augen ruhten auf einem kleinen, niedrigen Holzhause, das im Abstande von kaum zwanzig Schritt auf einem Felsvorsprunge stand. Eine bescheidene, einsam oberhalb des Dorfes gelegene Wohnstätte, zu der man nur auf steilen Pfaden hinaufklimmen konnte, mitten in einem kleinen, von einer Dornenhecke eingeschlossenen Gehäge kümmerlicher Bäumchen erbaut.

Diese Wohnstätte machte ganz den Eindruck, als stünde sie schon lange leer. Die Hecke – hier dicht verwachsen – dort weit auseinanderklaffend, durchweg in schlechtem Stande, bot dem Hause keine genügende Schutzwehr mehr. Die wilden Hunde und Schakals, die sich hin und wieder in der Gegend zeigen, hatten dieses kleine Stückchen Manioten-Erde schon wiederholt verwüstet. Verkommenes Gras und wirres Gestrüpp, das war alles, was die Natur an dieser vereinsamten Stätte zeitigte, seit der Mensch hier keine Hand mehr regte.

Und warum lag die Stätte so einsam und öde? Weil der, dem dies Stückchen Erde gehört hatte, seit vielen Jahren tot war; weil seine Witwe, Andronika Starkos, die Gegend verlassen hatte, um sich zu jenen tapfern Weibern zu gesellen, die ein Ruhmesblatt in dem Freiheitskampfe der Griechen bilden; weil der Sohn seit seinem Weggange aus der Heimat keinen Fuß wieder in das Vaterhaus gesetzt hatte.

Und doch war Nikolas Starkos hier auf diesem Fleckchen Erde geboren; und doch hatte er hier die ersten Kinderjahre verlebt! Nach langem, ehrlichem Seemannsleben hatte sich sein Vater hierher in dies Asyl geflüchtet; aber er hielt sich abseits von der Bevölkerung Vitylos, deren Sittenlosigkeit ihm ein Greuel war. Im Besitz einer besseren Bildung und mit mehr Sinn für Behaglichkeit und Ruhe ausgestattet, als die Leute von Vitylo, war es ihm gelungen, sich mit seiner Frau und seinem Kinde hier oben in diesem abgelegenen Schlupfwinkel eine Art Einsiedlerleben zu gründen, von kaum jemand gekannt, von kaum jemand gestört, bis er es eines Tags in jähzorniger Regung wagte, Widerstand gegen die Tyrannei zu leisten, und sein Beginnen mit dem Tode büßte. Den türkischen Spähern entging niemand, und wenn er an der äußersten Grenze der Halbinsel hauste!

Als der Vater nicht mehr am Leben war, sah sich die Mutter außer stande, den Sohn in Rand und Band zu halten. Nikolas verließ das Vaterhaus und ging auf die See, trieb Seeräuberei und vergeudete die ihm angeborenen vortrefflichen Gaben für diesen Beruf im Umgange mit dem Abschaum der seefahrenden Bevölkerung der Levante.

Seit zehn Jahren war das Häuschen am Felshange vom Sohne, seit sechs Jahren von der Mutter verlassen. Indessen hieß es in der Gegend, Andronika käme dann und wann dort hin zurück. Wenigstens meinte man sie gesehen zu haben, wenn auch in langen Zwischenräumen und immer nur auf ganz kurze Zeit, ohne daß sie mit jemand aus Vitylo ein einzigesmal verkehrt hätte.

Nikolas Starkos war nun zwar gelegentlich seiner Meerfahrten ein paar mal nach Magnos zurückgeführt worden, hatte aber niemals bis zu diesem Tage Lust bezeigt, sein bescheidenes Vaterhaus wieder aufzusuchen. Niemals hatte er Erkundigung eingezogen, in welchem Stande es sich befände. Niemals war eine Anspielung auf seine Mutter über seine Lippen gekommen, ob sie zuweilen noch in die verödete Behausung den Fuß setzte oder wann und wie lange sie zuletzt hier gewesen sei; wohl aber mochte in jener Zeit wilder schrecklicher Ereignisse, die damals Griechenlands Boden mit Blut düngten, der Name Andronika bis zu ihm hin gedrungen sein: ein Name, der ihm das Gewissen hätte zerreißen müssen, wäre dasselbe nicht hart wie Leder gewesen.

Und doch war Nikolas Starkos heute im Hafen von Vitylo vor Anker gegangen, und zwar nicht bloß zu dem Zwecke, die Mannschaft seiner Sakolewa um zehn Köpfe zu verstärken. Ein Verlangen – mehr als dies – ein gebieterischer Instinkt, über den er sich vielleicht kaum selber Rechenschaft zu geben vermochte, hatte ihn dorthin getrieben. Das Bedürfnis hatte sich in ihm geregt, noch einmal, zweifelsohne zum letztenmale, das Vaterhaus wiederzusehen, noch einmal auf jenem Boden zu wandeln, auf welchem seine Beinchen die ersten Schritte gemacht hatten, noch einmal die Luft zwischen jenen Mauern zu atmen, wo er den ersten Atemzug getan, wo er die ersten Kindesworte gelallt hatte. Ja! darum stieg er die rauhen Pfade hinauf, die am Uferfelsen zu jener Stätte führten – darum stand er zu dieser Zeit und Stunde vor der Hecke, die den kleinen Platz umschloß.

Da überkam ihn eine Empfindung, als solle er den Fuß nicht weiter setzen! Es schlägt ja kein Herz in einer Menschenbrust, verhärtet genug, daß es sich nicht zusammenkrampfte angesichts gewisser Erscheinungen aus der Vergangenheit! und kein Mensch wird geboren, der nicht an die Stätte seiner Geburt, wo ihn die Mutter in Schlaf gewiegt und am Gängelband geführt, mit heiliger Empfindung zurück dächte! So war es auch Nikolas Starkos ums Herz, als er auf der Schwelle des verlassenen Häuschens stand, in dessen Innern es so

finster, so still, so tot war wie draußen.

"Hinein!... ja doch ... hinein!"

Dies waren die ersten Worte, die den Weg über des Mannes Lippen fanden. Aber er sprach sie nicht, er flüsterte sie bloß, gleich als ob er Furcht gehabt hätte, daß man ihn hören könne, daß durch seine Worte eine Erscheinung aus der Vergangenheit geweckt werden könne.

Was war leichter als den Fuß in diese Einfriedigung zu setzen! Die Hecke war zerstört, die Tür verfallen; die Angeln lagen auf der Erde. Also nicht einmal eine Tür brauchte er aufzuklinken, nicht einmal einen Riegel wegzuschieben!

Nikolas Starkos trat über die Hecke. Vor dem Hause blieb er stehen; die vom Regen halb verfaulten Läden hingen kaum noch an den verrosteten Beschlägen.

Da flog eine Eule mit heiserem Geschrei aus einem Lentiskenbusche auf, der den Weg über die Schwelle versperrte.

Dort zauderte Nikolas Starkos von neuem. Und doch war er fest entschlossen, die Behausung bis auf ihr kleinstes Kämmerchen zu besichtigen. Aber er ward von dumpfem Groll ergriffen über das, was in seinem Innern vorging, daß es sich dort regte wie Gewissensbisse. Ergriffen fühlte er sich, ja! aber auch erbost! – es kam ihm vor, als höbe sich von diesem väterlichen Dache gleichsam ein Vorwurf gegen ihn, gleichsam ein letzter Fluch!

Darum kam ihm der Einfall, um das Haus herumzugehen, bevor er den Fuß hineinsetzte. Es war finstere Nacht. Niemand sah ihn, sah er sich doch selber nicht! Bei hellem Tageslicht wäre er vielleicht nicht hergekommen; mitten in der Nacht fühlte er sich kühner, seinen Erinnerungen zu trotzen.

Nun schlich er, gleich einem Missetäter, der die Zugänge zu einer Behausung, gegen die er Böses im Schilde führt, erspähen will, um das kleine Haus herum, an den rissigen Wänden entlang, um die hinter Moos versteckten Ecken herum; mit den Händen befaßte er dieses brüchig gewordene Gestein, gleich als ob er prüfen wolle, ob noch ein bißchen Leben geblieben sei in diesem Kadaver von Haus; gespannten Ohres lauschte er, ob noch ein Herz darin schlüge! Hinter dem Hause war die Hecke noch düsterer; die schrägen Strahlen der im Schwinden begriffenen Mondsichel hätten keinen Weg hierher finden können.

Nikolas Starkos hatte seinen Rundgang langsamen Schrittes vollendet. Die düstre Behausung bewahrte eine beängstigende Stille. Es war, als sei sie verhext oder als berge sie Visionen. Er kam zurück zu der nach Westen zu gelegenen Vorderseite.

Nun trat er vor die Tür, um sie zurückzuschieben, wenn sie bloß durch einen Riegel gehalten wurde – um sie einzustoßen, wenn etwa die Schloßsicherung noch unversehrt geblieben war.

Aber da schoß ihm das Blut in die Augen; es wurde ihm, wie man sagt, "rot", aber feuerrot vor den Augen. Er traute sich nicht, in dieses Haus, das er doch noch einmal besichtigen wollte, den Fuß zu setzen. Es kam ihm vor, als erschienen ihm Vater und Mutter auf der Schwelle, als höben sie die Arme, als fluchten sie ihm! ihm, dem schlechten Sohne, dem schlechten Bürger! ihm, dem Verräter an Haus und Familie, am Vaterlande!

Da öffnete sich langsam die Tür. Eine Frau erschien auf der Schwelle. Sie trug Manioten-Tracht: einen schwarzwollnen Rock mit schmaler roter Borte, ein dunkelfarbiges Kamisol, das eng um die Taille schloß, und auf dem Kopfe eine breitfaltige braune Haube, mit einem Tuch in den Farben der Griechenflagge umschlungen.

Dieses Weib hatte ein energisches Gesicht mit großen, schwarzen Augen von wildem Feuer und war tiefgebräunt wie die Fischerfrauen an der Küste. Sie ging noch kerzengerade, trotzdem sie über sechzig Jahre zählen mußte.

Dies Weib war Andronika Starkos. Mutter und Sohn, seit so langer Zeit geschieden, leiblich und geistig geschieden, standen einander Auge in Auge.

Sich seiner Mutter hier gegenüber zu sehen, darauf war Nikolas Starkos nicht gefaßt gewesen ... Durch diese Erscheinung fühlte er sich von Entsetzen geschlagen ...

Andronika hob den Arm gegen ihn auf, zum Zeichen, daß sie ihm den Eintritt in ihr Haus verbiete, wehre, und nichts weiter sprach sie als die Worte – sprach sie mit einer Stimme, deren Eindruck um so furchtbarer war, als sie aus ihrem Munde zu ihm drangen: "Niemals wird Nikolas Starkos den Fuß wieder in das Vaterhaus setzen! ... Niemals!"

Und der Sohn beugte sich diesem Verbote und wich langsam zurück ... das Weib, das ihn unter dem Herzen getragen, dies Weib jagte ihn jetzt von sich, wie man einen Verräter von sich jagt! Da wollte er einen Schritt vorwärts tun ... Eine Gebärde, noch energischer als die erste, eine Gebärde, die einen Fluch bedeutete, bannte ihn an den Boden.

Nikolas Starkes fuhr zurück. Dann drehte er sich um und entwich aus dem eingefriedigten Raume. Dann schlug er den Pfad über den Felsenhang wieder ein und stieg hinunter, mit großen Schritten, ohne sich wieder umzudrehen ... gleich als ob ihn eine unsichtbare Hand an den Schultern vorwärts stieße ...

Andronika stand, ohne ein Glied zu rühren, auf der Schwelle des Hauses und sah ihn mitten in der Nacht verschwinden.

Nach zehn Minuten, ohne von seiner Aufregung das geringste merken zu lassen, wieder völlig Herr über sich, erreichte Nikolas Starkos den Hafen, wo er sein Boot anrief und wo er wieder zu Schiffe ging. Die von Gozzo ausgeführten Leute waren schon an Bord der Sakolewa.

Ohne daß ein einziges Wort den Weg über seine Lippen nahm, stieg Nikolas Starkos auf das Deck der "Karysta" und gab durch einen Wink Befehl, die Anker zu lichten.

Rasch wurde das Manöver ausgeführt. Es brauchten bloß die zum schnellen Aufbruch bereiten Segel gehißt zu werden. Es hatte sich Wind vom Lande her aufgenommen, der die Ausfahrt aus dem Hafen wesentlich förderte.

Kaum fünf Minuten waren verstrichen, so passierte die "Karysta" sicher und schweigsam, ohne daß weder die Leute an Bord noch die Leute von Vitylo einen Ruf getan hätten, die Engen des Kanals.

Aber noch keine Meile hoher See hatte die Sakolewa gewonnen, als eine mächtige Flamme den Felsenhang in Feuerglut setzte.

Andronika Starkos hatte Feuer an das Haus gelegt, das bis auf den Grund niederbrannte ... Die Mutterhand hatte das Feuer angelegt ... das Mutterherz litt nicht, daß von der Stätte, wo sie dem Sohne das Leben geschenkt, die schwächste Spur verbliebe!

Drei Meilen weit konnte der Kapitän den Blick nicht wenden von dem Feuerschein, der über die ganze Landschaft Magnos hin loderte, und bis auf den letzten Funken verfolgte er den Schein in den nächtlichen Schatten.

"Niemals wird Nikolas Starkos den Fuß wieder in das Vaterhaus setzen! ... Niemals!"

Das waren die Worte, die Andronika Starkos gesprochen hatte!

Drittes Kapitel.

Griechen wider Türken.

In den vorgeschichtlichen Tagen, zur Zeit, als sich die feste Erdrinde unter der Arbeit von inneren, neptunischen oder vulkanischen Kräften allmählich umgestaltete, entstand Griechenland, und zwar zufolge eines Erdbebens, das diesen Teil der Erde über die Meeresfläche hob, während ein ganzer Teil des Kontinents im Archipel verschlungen wurde, von welchem nur noch die Spitzen in Gestalt von Inseln vorhanden sind. Griechenland liegt nämlich in der Erdbebenzone, die sich von Cypern bis Toskana erstreckt.

Wie es scheint, ist den Bewohnern Griechenlands von dem unbeständigen Boden ihrer Heimat der Instinkt zu jener physischen und moralischen Erregung überkommen, die ihren Heldenmut bis zur höchsten Ueberschwenglichkeit zu steigern vermag. Ganz ebenso wahr ist es, daß sie es einzig und allein durch die ihnen angeborenen Eigenschaften, unzähmbaren Mut, hohe Vaterlandsliebe, hohen Freiheitssinn, erreicht haben, aus diesen seit so viel Jahrhunderten unter ottomanischem Druck schmachtenden Provinzen einen unabhängigen Staat zu bilden.

In der allerfrühesten Zeit pelasgisch, das heißt bevölkert durch Stämme Asiens; vom 16. bis zum 14. Jahrhundert vor Christi Geburt hellenisch, nämlich seit Auftreten der Hellenen, von denen ein Stamm, die Graikoi, dem Lande den Namen geben sollte in jenen fast mythologischen Zeiten der Argonauten, der Herakliden und des trojanischen Kriegs; endlich griechisch im eigentlichen Sinne des Wortes, und zwar seit Lykurg, Miltiades, Themistokles, Aristides, Leonidas, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Herodot, Thukydides, Pythagoras, Sokrates, Pluto, Aristoteles, Hippokrates, Phidias, Perikles, Alcibiades, Pelopidas, Epaminondas, Demosthenes; sodann macedonisch mit Philipp und Alexander dem Großen: fällt Griechenland unter dem Namen Achaia im Jahre 146 vor Christi Geburt als Provinz unter die Herrschaft Roms und bleibt unter derselben ganze vier Jahrhunderte.

Von dieser Zeit ab tritt Griechenland nacheinander unter die Herrschaft der Westgoten, Vandalen, Ostgoten, Bulgaren, Slaven, Araber, Normannen, Sizilier, wird zu Anfang des 13. Jahrhunderts von den Kreuzfahrern erobert, im 15. Jahrhundert in eine große Anzahl von Einzelreichen zerstückelt und gerät von da ab unter türkische Herrschaft.

Alles politische Leben erstirbt nun volle zwei Jahrhunderte fast vollständig

in Griechenland. Die Willkürherrschaft der türkischen Behörden überschritt alle Grenzen. Griechenland war weder ein annektiertes, noch ein erobertes, noch gar ein besiegtes Land; die Griechen waren Sklaven, die unter der Fuchtel des Paschas standen, dem zur Rechten der Imam oder Priester, zur Linken der Dschellah oder Henker stand.

Aber noch immer war nicht alles Leben aus diesem im Todeskampfe liegenden Lande gewichen. Noch einmal sollte es unter dem Uebermaß von Schmerz und Leiden zucken. Im Jahre 1766 standen die Montenegriner im Epirus, im Jahre 1769 die Manioten auf; ihnen folgten die albanesischen Sulioten, die ihre Unabhängigkeit verkündeten; aber im Jahre 1804 wurden all diese Versuche, das tyrannische Joch der Türken abzuschütteln, durch den Pascha Ali von Janina endgültig unterdrückt.

Nun war die Zeit zur Intervention für die europäischen Mächte gekommen, wenn sie nicht zur völligen Vernichtung Griechenlands selber die Hand mit bieten wollten. Blieb Griechenland auf seine eigene Kraft beschränkt, so konnte es über dem Versuche, seine Unabhängigkeit wieder zu erringen, bloß in den Tod gehen.

Im Jahre 1821 rief Ali Pascha, als er sich selber gegen den Sultan Mahmud empörte, die Griechen zu Hilfe unter Zusicherung ihrer Freiheit. Sie standen auf in Masse. Aus allen Teilen Europas eilten ihnen die Philhellenen zu Hilfe. Italiener, Polen, Deutsche, vor allem aber Franzosen scharten sich zusammen wider die Bedrücker Griechenlands. Die Namen Guy de Sainte-Hélčne, Gaillard, Chaurassaigne, der Kapitäne Baleste und Jourdain, des Obersten Fabvier, des Reiterführers Regnaud de Saint-Jean d'Angély, des Generals Maison, sodann der Briten Lord Cochrane, Lord Byron und Colonel Hastings haben in diesem Lande, für das sie stritten und starben, ein unvergängliches Andenken hinterlassen.

Diesen berühmten Namen von Männern, welche sich durch ihre Hingabe für ein bedrücktes Volk zu den heldenmütigsten Taten begeistern ließen, stellte Griechenland selber zahlreiche Namen aus den edelsten Geschlechtern an die Seite: drei Hydrioten: Tombasis, Tsamados, Miaulis, dann: Colocotroni, Marco Botsaris, Maurocordato, Mauranichalis, Constantin Canaris, Negris, Constantin und Demetrius Ypsilanti, Ulysses und noch viele andere. Von Anfang an nahm der Aufstand den Charakter eines Kriegs bis aufs Messer an: Zahn um Zahn, Auge um Auge: und die grausigsten Repressalien wurden hüben und drüben genommen.

Im Jahre 1821 stehen die Sulioten und Manioten auf. In Patras erhebt Bischof Germanos mit dem Kreuz in der Hand den ersten Schlachtruf. Morea, die Moldau und der Archipel scharen sich unter die Flagge der Unabhängigkeit.

Die Hellenen sind siegreich auf dem Meere: es gelingt ihnen, Tripolitsa zu nehmen. Auf diese ersten Erfolge der Griechen geben die Türken die Antwort durch das Blutbad von Konstantinopel, bei welchem alle in der türkischen Hauptstadt seßhaften Griechen ermordet werden.

Im Jahre 1822 wird Ali Pascha in seiner Feste Janina von dem Türkengeneral Kurschid belagert und bei einer ihm von dem letzteren vorgeschlagenen Zusammenkunft meuchlings ermordet. Kurze Zeit nachher werden Maurocordato und die Philhellenen in dem Treffen bei Arta vernichtet, erringen aber vor Missolunghi Vorteile, dessen erste Belagerung Omar Pascha, und zwar nicht ohne erhebliche Verluste, aufheben muß.

Vom Jahre 1823 ab setzen die Mächte Europas energischer ein, schlagen dem Sultan ihre Vermittelung vor. Der Sultan weist jede Einmischung zurück und landet, um seiner ablehnenden Haltung Nachdruck zu verleihen, auf Euböa zehntausend Mann asiatischer Truppen. Sein Vasall Mehemet Ali, – der Pascha von Aegypten – erhält das Oberkommando. In den Kämpfen dieses Jahres fällt Marco Botsaris, jener griechische Patriot, von dem sich sagen läßt: Er lebte wie Aristides und starb wie Leonidas.

Im Jahre 1824, als es um die Sache der Griechen am schlimmsten steht, landet Lord Byron in Missolunghi am 24. Januar, stirbt aber schon am Ostersonntag vor Lepanto, ohne daß er die Verwirklichung seines Traumes erlebt. Die Ipsarionten werden von den Türken niedergemacht und die Stadt Candia auf Kreta ergibt sich den Truppen Mehemet-Alis. Einzig und allein die Erfolge zur See vermögen die Griechen über solches Unmaß von Ungemach zu trösten.

Im Jahre 1825 landet Mehemet-Alis Sohn, Ibrahim Pascha, mit 11000 Mann in Modon auf Morea, erobert Navarin und schlägt Colocotroni bei Tripolitsa. Die hellenische Regierung unterstellt nun ein Korps regulärer Truppen zwei französischen Offizieren: den Obersten Fabvier und Regnaud de Saint-Jean d'Angely. Bevor aber dieses Korps ausrückt, verwüstet Ibrahim Messenien und Magnos und rückt vor Missolunghi, um den Getteral Kiutaghi bei dessen Belagerung zu unterstützen; denn trotz dem Befehle des Sultans: "entweder Missolunghi oder deinen Kopf!" kann Kiutaghi die Feste nicht bezwingen.

Am 25. Januar 1825 rückt Ibrahim Pascha, nachdem er Pyrgos eingeäschert, vor Missolunghi. Vom 25. bis 28. Januar bombardiert er die Stadt, berennt sie dreimal, vermag sie aber nicht zu nehmen, trotzdem er nur wenig über 2000 von Hunger und Not entkräftete Griechen gegen sich hat. Als aber Miaulis mit seinem Geschwader, das der belagerten Feste Hilfe bringen soll, zurückgeschlagen wird, gelangt Ibrahim Pascha zum Ziele, und am 23. April, nach einer Belagerung, die über zwei Drittel seiner Besatzung das Leben

gekostet hat, fällt Missolunghi. Seine gesamte Bewohnerschaft wird mit dem Reste der Besatzung, zusammen an 9000 Köpfe, Männer, Weiber und Kinder, von den Soldaten Ibrahim Paschas erbarmungslos niedergemetzelt.

Noch im selben Jahre rücken die Türken unter Führung von Kiutaghi, nachdem sie Phokis und Böotien verwüstet, am 10. Juli vor Theben, dringen in Attika ein, berennen Athen, erobern es, und belagern die von fünfzehnhundert Griechen verteidigte Akropolis.

Dieser Feste, die als Schlüssel von Griechenland gilt, zu Hilfe entsendet die neue Regierung einen der Helden von Missolunghi, Karaiskakis, und den Obersten Fabvier mit seinem Korps regulärer Truppen. Die Schlacht, die sie den Türken bei Chaidari liefern, wird verloren, und Kiutaghi kann die Belagerung der Akropolis fortsetzen. Inzwischen dringt Karaiskakis durch die Schluchten des Parnaß, schlagt die Türken bei Arachowa am 5. Dezember und errichtet auf dem Schlachtfelde die grausige Trophäe von dreihundert abgeschnittenen Türkenköpfen. Der ganze Norden Griechenlands wird durch diesen Sieg frei.

Leider wird der griechische Archipel jetzt die Beute der schlimmsten Seeräuber, die jemals diese Meere verheert haben. Der Kriegszustand im Lande begünstigt natürlich ihr Treiben. Unter ihnen gilt, als der blutdürstigste und verwegenste der Pirat Sakratif, dessen bloßer Name Schrecken und Entsetzen in allen Häfen und an allen Küsten der Levante herruft.

Sieben Monate vor der Zeit, zu welcher diese Erzählung beginnt, werden jedoch die Türken gezwungen, sich in verschiedene feste Plätze des westlichen Griechenlands zurückzuziehen. Im Februar 1827 haben die Griechen das türkische Joch vom Golf von Ambrakia bis zu den Grenzen von Attika abgeschüttelt. Der Halbmond weht bloß noch über Missolunghi, Bonitsa und Naupaktos. Am 21. März berufen die Griechen der nördlichen Provinzen und die Griechen des Peloponnes, unter Verzicht auf ihre innern Streitigkeiten, unter Lord Cochranes Einfluß die Vertreter der Nation zu einer Versammlung in Trözene, und legen die Gesamtgewalt in eine Hand, in die Hand eines Fremden, eines russischen Diplomaten griechischer Abstammung, des aus Korfu gebürtigen Capo d'Istria.

Aber Athen befand sich in den Händen der Türken. Am 5. Juni hatte die Akropolis kapituliert. Nordgriechenland wurde nun wieder unter türkisches Joch gezwungen. Am 6. Juli unterzeichneten allerdings Frankreich, England, Rußland und Oesterreich eine Konvention, kraft deren sie der griechischen Nation ihre Unabhängigkeit unter türkischer Oberhoheit zuerkannten, und verpflichteten sich in einer geheimen Klausel, gemeinsam gegen die Türkei vorzugehen, falls sich der Sultan einem gütlichen Abkommen verschließen sollte.

Dies sind die Hauptakte jenes blutigen Dramas, die der Leser kennen muß,

weil sie mit der Erzählung, die nun folgt, in unmittelbarem Zusammenhang stehen.

Viertes Kapitel.

Eines reichen Mannes trauriges Heim.

Während die "Karysta" nordwärts segelte, nach einem Ziele, das bloß ihrem Kapitän bekannt war, spielte sich auf Korfu ein Ereignis ab, das zwar nur privaten Charakters war, nichtsdestoweniger aber die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Hauptpersonen dieser Erzählung lenken sollte.

Seit dem Jahre 1815 waren bekanntlich zufolge der damals geschlossenen Verträge die Ionischen Inseln unter englisches Protektorat gestellt worden, nachdem sie bis 1814 demjenigen Frankreichs den Vorzug gegeben hatten. Als größte und bedeutendste der ganzen Gruppe, zugleich auch am weitesten westlich gelegen, gilt Korfu; sonst sind aus der Gruppe noch zu nennen: Cerigo, Zante, Ithaka, Kefalonia, Leukadia und Paxos. Korfu ist das Korkyra des Altertums, bekannt in demselben durch den König Alkinous, den edelsinnigen Gastfreund des Jason und der Medea und aus dem trojanischen Kriege durch die Landung des Ulysses; im Mittelalter im wechselseitigen Besitze von Franken, Bulgaren, Sarazenen und Neapolitanern, im 16. Jahrhundert durch den algerischen Seeräuber Barbarossa, im 18. verteidigt durch den Grafen von Schulenburg, gegen Ausgang des ersten Kaiserreichs durch General Donzelot, und von da ab Sitz eines britischen Oberkommissariats.

Zur Zeit unserer Erzählung unterstand dies letztere dem Befehle Sir Frederick Adams, Gouverneurs der Ionischen Inseln. Angesichts der Möglichkeiten, die durch den Krieg der Griechen gegen die Türken entstehen konnten, standen ihm unausgesetzt mehrere Fregatten zum Zwecke polizeilicher Überwachung dieser Gewässer zur Disposition. Dazu waren tatsächlich andere als Fahrzeuge solcher Ordnung nicht zu verwenden, denn den griechischen Archipel machten nicht bloß Griechen und Türken und Träger von Kaperbriefen, sondern vorzugsweise Seeräuber zu jener Zeit unsicher, die keine Nationalität verschonten, sondern jedes Schiff enterten und plünderten, dessen sie habhaft werden konnten.

Es kamen damals in Korfu Fremde aller Art zusammen, vorzugsweise solche, die während der letzten 3–4 Jahre durch die verschiedenen Phasen des Unabhängigkeitskriegs nach Griechenland gezogen worden waren. Von Korfu schifften sich die einen nach dem Kriegsschauplatz ein, während die anderen sich in Korfu aufhielten, um sich von den grenzenlosen Strapazen, die der Krieg auferlegte, eine Zeitlang zu erholen.

Unter diesen letzteren haben wir eines jungen Franzosen zu gedenken, der, von leidenschaftlicher Begeisterung für die edle Sache erfüllt, seit fünf Jahren tätigen und ruhmvollen Anteil an den wichtigsten Ereignissen genommen hat, deren Schauplatz die hellenische Halbinsel war.

Henry d'Albaret, Schiffsleutnant der damals königlichen Marine von Frankreich, und zwar einer der jüngsten im Range, auf unbeschränkte Zeit beurlaubt, 29 Jahre alt, von mittlerer Größe und kräftiger Natur, war seit Anfang des Krieges unter die Flagge der französischen Philhellenen getreten und erfreute sich zufolge seiner vornehmen und männlich-schönen Erscheinung und angenehmen Umgangsformen, seines freien, offenen Wesens und seiner guten, weitreichenden Beziehungen einer ziemlich allgemeinen Beliebtheit.

Henry d'Albaret stammte aus einer reichen Pariser Familie. Seine Mutter hatte er kaum gekannt. Sein Vater war zu der Zeit ungefähr gestorben, als der Sohn mündig wurde, also im zweiten oder dritten Jahre nach dessen Absolvierung der Seemannsschule. Hierdurch in den Besitz eines ziemlich bedeutenden Vermögens gelangt, hatte er trotzdem den Seemannsberuf nicht aufgegeben, sondern war vielmehr als einer der ersten mit nach Griechenland geeilt, um seine seemännischen Kenntnisse in den Dienst dieses um seine Freiheit ringenden unglücklichen Landes zu stellen. Unter Maurocordato hatte er 1822 bei Arta, dann vor Missolunghi, 1823 unter Marco Botsaris, 1824 in den siegreichen Seegefechten gegen Mehemet-Ali, 1824 unter dem Obersten Fabvier bei Tripolitsa, 1826 im Juli bei Chaidari gekämpft. In dieser furchtbaren Schlacht, die den Philhellenen unersetzliche Verluste schlug, hatte er Andronika Starkos das Leben gerettet. Bald darauf war er wieder zu seinem Kommandanten, dem Oberst Fabvier, gestoßen, um neben ihm bei Methenä zu kämpfen.

Mit 1500 Mann verteidigte zur Zeit Kommandant Guras die Akropolis von Athen. In diese Feste hatten sich 500 Weiber und Kinder gerettet, denen durch die Türken bei der Eroberung der Stadt die Flucht abgeschnitten worden war. Guras hatte Proviant für ein Jahr, verfügte über Material von vierzehn Kanonen und drei Haubitzen, hatte aber keine Munition mehr. Oberst Fabvier faßte nun den Entschluß, die Akropolis mit Munition zu versorgen. Er rief Freiwillige auf zu diesem Wagestück: 530 Mann entsprachen seinem Rufe, darunter 40 Philhellenen und an der Spitze derselben Henry d'Albaret. Jeder dieser verwegenen Parteigänger schiffte sich mit einem Sack Pulver unter Fabviers Befehl zu Methenä ein.

Am 13. Dezember landet dies kleine Korps fast direkt am Fuße der Akropolis. Ein Mondstrahl trifft und verrät sie. Die Türken begrüßen sie mit Gewehrsalven. Fabvier kommandiert: "Vorwärts!" Alle Mann klettern mit ihren

Pulversäcken, die aller Augenblicke explodieren und sie in Stücke reißen können, den Graben hinauf und dringen durch die offnen Tore in die Feste. Siegreich schlagen die Belagerten die Türken zurück. Aber Fabvier ist verwundet, sein Major fällt, von einer Kugel getroffen, und auch Henry d'Albaret sinkt. Die Regulären mit ihren Offizieren sind nun in der Feste eingeschlossen zusammen mit den Belagerten, denen sie mit solchem Todesmute Hilfe gebracht haben und die sie nun nicht wieder ziehen lassen wollen.

In der Feste muß nun der junge Offizier, dessen Blessur zum Glück nicht schwerer Natur ist, alle Not mit den Belagerten teilen, die schließlich auf ein paar Rationen Gerste als einzige Nahrung angewiesen sind. Ein halbes Jahr verstreicht, ehe ihm durch die mit dem Türkengeneral Kiutaghi abgeschlossene Kapitulation die Freiheit zuteil wird. Erst am 5. Juni 1827 ist Oberst Fabvier mit seinen Freiwilligen und den Belagerten in der Lage, die Feste zu verlassen und sich auf Transportschiffe nach Salamis zu begeben.

Henry d'Albaret mochte, trotzdem er noch sehr schwach war, nicht länger in Athen verweilen und schiffte sich nach Korfu ein. Hier suchte er nun seit acht Wochen Erholung von seinen Strapazen und Genesung von seinen Leiden; hier harrte er der Stunde, da er seinen Posten in der vordersten Reihe wieder bekleiden könnte, als der Zufall seinem Leben, das bislang nur militärischen Pflichten geweiht war, ein neues Interesse verleihen sollte.

In Korfu, am äußersten Ende der Strada Reale, stand ein altes Haus von unscheinbarem Aussehen, halb im griechischen, halb im italienischen Stil gebaut. Dort wohnte ein Mann, der sich wenig sehen ließ, von dem aber viel gesprochen wurde, nämlich der Bankier Elisundo. Ob er ein Sechziger war oder ein Siebziger, hätte kaum jemand sagen können. Seit etwa 20 Jahren wohnte er in dem düstern Hause, aus dem er kaum je den Fuß setzte. Statt dessen aber fanden um so mehr Leute den Weg zu ihm, und zwar Leute aller Länder und aller Stände, und alles Leute, die ihn brauchten. Ganz ohne Frage wurden in diesem unscheinbaren, aber aufs beste renommierten Bankhause sehr bedeutende Geschäfte abgeschlossen. Elisundo galt zudem für einen schwerreichen Mann. Kein Haus auf den ionischen Inseln bis nach Zara und Ragusa in Dalmatien hin hätte mit dem Bankhause Elisundo in Korfu in Konkurrenz treten können. Eine Tratte vom Bankhause Elisundo war so gut wie bares Geld. Auf unsichre Geschäfte ließ Elisundo sich niemals ein, ja er galt sogar für übervorsichtig, um nicht zu sagen engherzig, in Geschäftssachen. Ohne vorzügliche Referenzen und goldsichre Bürgschaften lehnte er allen Verkehr ab; dagegen schien seine Kasse, sobald diese Bedingungen erfüllt waren, unerschöpflich zu sein. Fast all seine Geschäfte besorgte Elisundo selbst; es war nur ein einziger Mensch in seinem Hause, von welchem später die Rede sein

wird, dem die unwichtigeren Kontorarbeiten oblagen. Elisundo war sowohl sein eigener Kassierer als sein eigener Buchhalter. Keine Tratte ging anders aus dem Hause als durch seine Hände, kein Brief ging aus dem Hause, der nicht von ihm geschrieben war. Nie hatte im Kontor von Elisundo ein fremder Kommis gesessen: ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, dem Bankhause einen besonderen Charakter, den von ihm geschlossenen Geschäften ein strenges Geheimnis zu wahren.

Woher der Bankier gebürtig war? Aus Illyrien oder Dalmatien, hieß es. Aber Genaues in dieser Hinsicht wußte niemand. Stumm wie das Grab über seine Vergangenheit, noch stummer als das Grab über alles, was sein gegenwärtiges Leben anbetraf, mied er allen Umgang mit der Gesellschaft Korfus. Als die Inselgruppe unter Frankreichs Protektorat gestellt wurde, war seine Existenz bereits ganz dieselbe wie zu der spätern Zeit, als ein britischer Gouverneur auf den Inseln amtierte. Höchst wahrscheinlich war nicht alles buchstäblich zu nehmen, was über das Vermögen des Mannes, das die Leute nach Hunderten von Millionen schätzten, gesprochen wurde. Aber reich, sehr reich mußte Elisundo sein, wenn er auch höchst bescheiden lebte und kaum Bedürfnisse zu haben schien. Elisundo war Witwer und zwar schon, als er sich in Korfu mit einem damals zweijährigen Töchterchen niederließ. Jetzt war dies Töchterchen, das den Namen Hadschina führte, 22 Jahre alt und führte dem Vater das Haus.

Ueberall, auch in jenen Ländern des Orients, die durch Frauenschönheit berühmt sind, würde Hadschina Elisundo als ein Weib von wunderbarer Schönheit gegolten haben, und zwar trotz dem etwas ernsten Ausdruck ihrer Züge. Wie hätte dieser Ausdruck aber anders sein sollen in dieser Umgebung, in der sich ihre ganze Jugend abgespielt hatte? ohne die führende Hand einer Mutter? ohne eine Genossin, mit der sie die ersten Mädchengedanken hätte austauschen können? Hadschina Elisundo war von mittlerer Größe, aber von vornehmer Figur. Durch ihre griechische Herkunft mütterlicherseits erinnerte sie an den Typus jener schönen jungen Weiber Lakoniens, die über alle Weiber des Peloponnes den Sieg davontrugen.

Von einer besonderen Zärtlichkeit war zwischen Tochter und Vater keine Rede; sie konnte auch kaum vorhanden sein. Der Bankier lebte allein, still, zurückgezogen – er gehörte zu jenen Menschen, die zumeist den Kopf wenden und die Augen bedecken, als wenn ihnen das Licht weh täte. Wenig mitteilsam sowohl in seinem Privatleben wie im öffentlichen Leben, ging er niemals aus sich heraus, selbst im Verkehr mit seinen Geschäftskunden nicht. Wie hätte also Hadschina solchem abgeschlossenen Leben Reiz abgewinnen können, da sie im Bereich der Mauern, hinter denen ihr Leben verfloß, kaum den Weg zum Vaterherzen offen fand!

Zum Glück lebte in ihrer Nähe eine gutmütige, treue, liebevolle Seele, die bloß lebte für ihre junge Herrin, die mit ihr traurig war, deren Züge sich aufhellten, wenn sie auf den Zügen der Herrin Fröhlichkeit sah. Ihr ganzes Leben ging auf im Leben ihrer Hadschina. Es war kein Hund, wie man nach diesen Worten vielleicht meinen könnte – nein! es war ein Mann, aber ein Mann, der verdient hätte, ein Hund zu sein: er war bei Hadschinas Geburt schon im Hause Elisundo gewesen – er hatte Hadschina, seit sie auf der Welt war, nie verlassen – er hatte sie gewiegt als kleines Kind – er diente ihr, treu und ehrlich, seit sie als junges Mädchen in die Welt getreten war.

Der Mann war ein Grieche mit Namen Xaris, ein Milchbruder von Hadschinas Mutter und war ihr, als sie den Bankier von Korfu heiratete, dorthin gefolgt. Also war er schon über 20 Jahre in Elisundos Hause, wo er eine Stellung einnahm höher als die eines gewöhnlichen Dieners oder Angestellten, denn sobald es sich um leichtere Schreibarbeit handelte, half er auch Elisundo.

Xaris war, gleich gewissen typischen Erscheinungen Lakoniens, ein Mann von hoher Figur, breitschultrig, von außergewöhnlicher Muskelstärke. Er hatte ein hübsches Gesicht, ein Paar schöne Augen mit freiem, offenem Blick, eine lange, gebogene Nase, einen stattlichen schwarzen Schnurrbart. Auf dem Kopfe trug er die wollne Mütze von dunkler Farbe, um die Hüften die gefällige Fustanella seiner Heimat.

Wenn Hadschina Elisundo ausging, um Einkäufe zu machen, oder um sich zum Gottesdienste in die katholische Kirche "Zum heiligen Spiridion" zu begeben, oder um ein bißchen Seeluft zu schöpfen, die den Weg kaum bis in das Haus auf der Strada Reale fand, war Xaris immer Hadschinas Begleiter. Viel junge Korfioten hatten so Hadschina sehen können auf der Esplanade und auch in den Straßen der Vorstadt Kastrades, die sich längst der Bai dieses Namens hinzieht. Mehr denn einer hatte versucht, den Weg zu ihrem Vater zu finden. Wen hätte die Schönheit des jungen Mädchens nicht hinreißen, wen schließlich nicht auch die Millionen des Hauses Elisundo locken sollen? Aber gegen alle Anträge dieser Art hatte Hadschina sich ablehnend verhalten. Der Bankier selber hatte sich niemals eingemischt, um sie zu andern Entschlüssen zu bringen. Und doch hätte der brave Xaris alle Seligkeit, auf die ihm eine grenzenlose Hingabe und Treue ein Anrecht in der andern Welt gab, dafür hingegeben, wenn seine junge Herrin Glück und Seligkeit in dieser Welt gefunden hätte!

So also lagen die Dinge in diesem strengen, traurigen in einem Winkel der Hauptstadt von Alt-Korlyra gleichsam isoliert liegenden Hause; das war das Haus, in welches die Zufälligkeiten des Lebens Henry d'Albaret führen sollten.

Zuerst waren es Beziehungen geschäftlicher Natur, die sich zwischen dem Bankier und dem französischen Offizier anbahnten. Von Paris brachte derselbe

Tratten über hohe Summen auf das Bankhaus Elisundo mit, die er in Korfu diskontierte. Von Korfu aus ließ er sich die Geldbeträge senden, die er während seines Aufenthaltes im philhellenischen Lager brauchte. Wiederholt kam er auf die Insel, und so konnte es nicht fehlen, daß er die Bekanntschaft von Hadschina Elisundo machte. Die Schönheit des jungen Mädchens hatte ihn überrascht. Die Erinnerung an sie folgte ihm auf die Schlachtfelder von Morea und Attika.

Nach dem Fall der Akropolis konnte Henry d'Albaret nichts Klügeres tun, als sich wieder nach Korfu zu begeben. Seine Blessur war noch nicht ausgeheilt. Die unsäglichen Leiden der Belagerung hatten seine Gesundheit erschüttert. Auf ein paar Stunden am Tage fand er im Hause des Bankiers immer gastfreundliche Aufnahme, wenn er auch nicht dort wohnte: und schon solches Entgegenkommens hatte sich von seiten des verschlossenen Elisundo kein anderer Fremder zu erfreuen.

Über solcher Lebensweise verfloß ungefähr ein Vierteljahr. Mit der Zeit verloren seine täglichen Besuche im Hause Elisundo an geschäftlichem Charakter und nahmen ein anderes Interesse: Hadschina hatte es dem jungen Offizier angetan. Wie hätte ihr das verborgen bleiben sollen, wenn sie ihn kaum aus ihrer Nähe weichen, wenn sie ihn im Zauber ihrer Stimme, ihres Blickes befangen sah? hatte sie ihm doch, ohne alles züchtige Bedenken, alle Sorge, alle Pflege gewidmet, die der noch immer schlechte Stand seiner Gesundheit notwendig machte! konnte sich doch Henry d'Albaret unter der Hand solcher Pflegerin nicht anders als im siebenten Himmel fühlen!

Zudem hielt Xaris mit der Sympathie, die ihm der offne, liebenswürdige Charakter des jungen Offiziers einflößte, nicht hinter dem Berge. Seine Anhänglichkeit an ihn gewann mit jedem Tage schärferen Ausdruck.

"Du hast recht, Hadschina," sagte er oft zu dem jungen Mädchen; "Griechenland ist dein Vaterland und mein Vaterland, und daß Herr Henry im Kampfe für unser Vaterland gelitten hat, das dürfen wir ihm nie vergessen!"

"Er liebt mich!" sagte Hadschina daraufhin eines Tages zu Xaris ... und sagte es zu ihm mit all der Herzensgüte, die sie bei allen Dingen an den Tag legte.

"Ei! warum soll er dich nicht lieben? warum sollst du seine Liebe nicht erwidern?" antwortete Xaris; "dein Vater wird alt, Hadschina! ich werde auch nicht ewig da sein. Und wo könntest du im Leben einen sicheren Beschützer finden als Henry d'Albaret?"

Hadschina hatte nichts darauf erwidert. Was hätte sie anderes sagen können, als daß sie die Liebe erwidere, die Henry ihr entgegenbrachte? Aber eine Scheu durchaus natürlicher Art wehrte ihr, solche Empfindung zu offenbaren, selbst Xaris zu offenbaren, vor dem sie sonst keine Geheimnisse hatte.

Auf diesen Standpunkt waren die Dinge gediehen. Für niemand in der

korfiotischen Gesellschaft war derselbe Geheimnis; und ehe noch irgend hierüber offiziell etwas verlautet, wurde von der Heirat zwischen Henry d'Albaret und Hadschina Elisundo wie von einer ausgemachten Sache gesprochen.

Die Bemerkung dürfte hier am Platze sein, daß es dem Bankier selber durchaus nicht unangenehm zu sein schien, daß der junge Offizier seiner Tochter den Hof machte. Wie Xaris bereits Hadschina gesagt hatte: der Bankier fühlte recht gut, daß ihm das Alter nahe rückte, mit schnellen Schritten nahe rückte. So große Dürre auch in seinem Herzen herrschte, so mußte doch Platz dort noch sein für die Furcht, daß Hadschina, wenn er das Zeitliche segnete, im Leben allein stehen würde. Daß Hadschina seine Erbin, die einzige Erbin seines ganzen Vermögens sein würde, stand auf einem andern Blatte: für Henry d'Albaret zudem hatte die Vermögensfrage niemals Interesse gehabt, keinen Augenblick war bei ihm in Betracht gekommen, ob Hadschina reich sei oder arm. Seine Liebe für das junge Mädchen erwuchs aus ganz anderen, besseren Regungen und nicht aus Interessen plebejischer Natur. Um ihrer Herzenseinfalt willen liebte er sie nicht minder als um ihrer körperlichen Schönheit willen, um der lebhaften Sympathie willen, die ihm Hadschinas Leben in solch trübseliger Umgebung einflößte, nicht minder als um ihres Edelsinns, ihrer Lebensklugheit, ihrer Willensstärke willen!

All diese Eigenschaften traten scharf bei ihr hervor, sobald sie auf das im Joche der Tyrannei schmachtende Griechenland und auf das übermenschliche Ringen seiner Söhne, ihm die Freiheit zu schaffen, zu sprechen kam. Daß auf diesem Gebiete zwischen den beiden jungen Leuten die vollste Harmonie herrschte, wird keinem unserer Leser unverständlich sein.

Wieviel herrliche Zeit verfloß für sie im Gespräch über all diese Dinge, das sie in dieser schönen griechischen Sprache führten, die Henry jetzt so geläufig sprach wie seine Muttersprache: wenn er erzählte von den Schlachten, die die mutigen Scharen der Griechen geschlagen, von den Seesiegen, die sie erfochten hatten! wenn er das Loblied der griechischen Frauen sang, die zusammen mit den Männern in den Kampf zogen, denen Hadschina, ach! wie gern! gefolgt wäre, wäre sie Herrin ihres Willens gewesen.

Und eines Tages, als die Rede wieder kam auf diese Heldinnen Griechenlands, da nannte Henry d'Albaret neben anderen Namen auch den Namen Andronika Starkos ... und Elisundo, der bei diesem Gespräch zugegen war, machte eine Gebärde – eine Gebärde so lebhafter Natur, daß sie die Aufmerksamkeit der Tochter weckte.

"Was ist dir denn, Vater?" fragte sie.

"Nichts," versetzte der Bankier. Nach kurzer Pause richtete er aber, im Tone

eines Menschen, der recht gleichgültig erscheinen will, die Frage an den jungen Offizier: "Sie haben die Frau gekannt, die Andronika?"

"Jawohl, Herr Elisundo."

"Und wissen Sie auch, was aus ihr geworden ist?"

"Nein, das weiß ich nicht," erwiderte Henry d'Albaret; "nach dem Treffen von Chaidari wird sie sich wohl nach dem Magnos zurückbegeben haben, wo sie ja zu Hause ist. Lange wird es wohl aber nicht dauern, bis ich sie auf den Schlachtfeldern Griechenlands wieder treffen werde."

"Gewiß!" setzte Hadschina hinzu, "und dort ist auch ihr Platz!"

Weshalb Elisundo diese Frage über Andronika Starkos gestellt hatte? niemand begehrte das von ihm zu wissen: er hätte doch sicher bloß ausweichende Antwort gegeben. Aber seiner Tochter, die über des Vaters Leben und Lebensbeziehungen nur schwach unterrichtet war, ließ die Sache keine Ruhe. War es wohl möglich, daß zwischen ihrem Vater und dieser von ihr bewunderten Heldin mit Namen Andronika irgend welches Verhältnis bestand?

Zudem war Elisundo in allem, was den Unabhängigkeitskampf der Griechen anbetraf, zurückhaltend, verschlossen. Nach welcher Seite hin er neigte, ob er den Bedrückern Glück und Erfolg wünschte oder den Bedrückten, wäre schwer gewesen zu sagen – soweit er überhaupt der Mann war, jemand was zu wünschen oder überhaupt was zu wünschen. Eins allerdings stand bei dem Manne außer Zweifel: daß ihm die Post aus der Türkei ganz ebenso viel Briefschaften brachte wie aus Griechenland. Aber wiederholt zu werden verdient hier, daß Elisundo dem Offizier darum, weil derselbe sich für die Hellenen begeistert hatte und für die Hellenen sein Leben in die Schanze schlug, in seinem Hause um keinen Deut weniger freundlich gegenüber trat, als wenn die Dinge umgekehrt gelegen hätten!

Mittlerweile konnte aber Henry d'Albaret seinen Aufenthalt in Korfu nicht länger hinausziehen. Seine Genesung hatte gute Fortschritte gemacht, er war wieder in den Vollbesitz seiner Kräfte gelangt und von dem entschiedenen Willen beseelt, das, was er als Pflicht betrachtete, zum vollen Ende zu führen. Er sprach oft mit dem jungen Mädchen darüber.

"Freilich ist es Ihre Pflicht!" gab ihm Hadschina zur Antwort; "und so großen Schmerz mir auch Ihre Abreise verursachen mag, Henry, so begreife ich doch, daß Sie zu Ihren Waffengefährten zurück müssen. So lange Griechenland nicht im Besitz seiner Freiheit ist, so lange wird es danach ringen müssen!"

"Ich gehe auf den Kriegsschauplatz, Hadschina! es muß sein!" sagte Henry eines Tages; "könnte ich aber die Gewißheit mit fortnehmen, daß Sie mich lieben, daß Sie meine Liebe erwidern ..."

"Henry, ich habe keinen Grund, die Empfindungen zu verheimlichen, die Sie

mir einflößen," versetzte Hadschina; "ich bin kein Kind mehr und blicke der Zukunft mit dem schicklichen Ernste ins Auge. Ich glaube an Sie," setzte sie hinzu und reichte ihm die Hand – "glauben auch Sie an mich! Ganz wie Sie mich heute verlassen, so sollen Sie mich finden bei Ihrer Rücklehr!"

Henry d'Albaret hatte die Hand gedrückt, die ihm Hadschina als Pfand ihrer Empfindungen reichte.

"Ich danke dir von ganzem Herzen," antwortete er ihr; "ja! wir gehören einander ... schon heute! und mag auch unser Abschied darum schmerzlicher sein, so werde ich wenigstens jene Zuversicht mit mir nehmen, daß mir deine Liebe gehört! Aber bevor ich dich verlasse, Hadschina, will ich mit deinem Vater reden ... will auch die weitere Gewißheit mit mir nehmen, daß er unsere Liebe gutheißt, daß uns von seiner Seite nichts in den Weg gelegt wird!"

"Das wird nur klug sein, Henry," erwiderte das junge Mädchen; "hole dir sein Jawort, wie du das meinige besitzest!"

Henry d'Albaret durfte mit der Ausführung dieser Absicht nicht säumen, denn sein Entschluß, wieder in das Korps des Obersten Fabvier zu treten, stand fest.

Die Dinge hatten sich inzwischen für die Griechen immer ungünstiger gestaltet; die Londoner Konvention hatte noch keinerlei Wirkung getan und die Frage, ob sich die Mächte dem Sultan gegenüber nicht bloß auf offiziöse Noten, also völlig platonische Schritte beschränkten, lag äußerst nahe.

Zudem schienen die Türken, durch ihre Erfolge geblendet, von irgendwelchem Verzicht auf ihre Forderungen nicht das geringste wissen zu wollen. Trotz der beiden Geschwader, die jetzt im ägyptischen Meere kreuzten – eines britischen unter dem Kommando des Admirals Corington und eines französischen unter Admiral Rigny, – und trotzdem die griechische Regierung, um die Verhandlung unter besserer Sicherheit führen zu können, ihren Sitz nach Aegina verlegt hatte: entwickelten die Türken einen Starrsinn, der ganz danach angetan war, die Dinge, wenn sie nicht schon zum äußersten gelangt waren, zum äußersten zu treiben. Der Standpunkt der Türken war übrigens recht wohl begreiflich, angesichts der Flotte von 92 Schiffen türkischer, ägyptischer und tunisischer Flagge, die seit dem 7. September in der weiten Reede von Navarino lag, und die dem türkischen Befehlshaber Ibrahim Pascha ein unermeßliches Kriegsmaterial zuführte zur Deckung aller für einen Feldzug gegen die Hydrioten notwendigen Erfordernisse.

Und gerade Hydra war der Platz, wo Henry d'Albaret wieder zu dem Freiwilligen-Korps stoßen wollte. Diese an der Spitze von Argolis gelegene Insel ist eine der reichsten im ganzen Archipel. Blut und Geld hatte sie für die Sache der Hellenen in reichem Maße geopfert, ihre unerschrockenen Söhne Tombasis,

Miaulis, Tsamados waren die Schrecken aller türkischen Seefahrer geworden, und nun drohte ihr die schrecklichste Vergeltung.

Henry d'Albaret mußte also, wenn er den Soldaten Ibrahims noch in Hydra zuvorkommen wollte, Korfu schnell verlassen. Infolgedessen setzte er seine Abfahrt auf den 21. Oktober fest.

Ein paar Tage vorher suchte der junge Offizier, gemäß seiner Absprache mit Hadschina, Elisundo auf und hielt um die Hand seiner Tochter an. Er verhehlte ihm nicht, daß sich Hadschina glücklich schätzen würde, wenn er seinem Antrage zustimmte. Zudem kam ja für's erste bloß seine Einwilligung in Betracht, denn die Hochzeit sollte erst nach Henrys Rückkehr aus dem Feldzug gefeiert werden. Lange würde übrigens, wenigstens hoffte er so, seine Abwesenheit nicht dauern.

Dem Bankier waren die Verhältnisse des jungen Offiziers, seine Stellung, sein Vermögen, die Achtung, in welcher seine Familie in Frankreich stand, zur Genüge bekannt. In dieser Hinsicht war irgend welche Auseinandersetzung nicht von nöten. Nicht anders stand es auf seiner Seite. Sein Ruf stand außer Frage, über sein Haus hatte niemals das geringste verlautet, was dessen Ansehen hätte gefährden können. Da Henry d'Albaret mit keinem Worte die Vermögensverhältnisse des Bankiers berührte, unterließ dies auch der Bankier. Ueber den Antrag selbst sprach er sich günstig aus und gab seine Zustimmung: da er einzig und allein das Glück seines Kindes im Auge hätte, könne ihn selber der Antrag des Offiziers nur glücklich machen.

Die ganze Unterhaltung wurde in ziemlich kühlem Tone geführt: wichtig dabei war zunächst nur, daß sie überhaupt zustande gekommen war. Henry d'Albaret hatte jetzt das Wort des Bankiers, und der Bankier erhielt hierfür den Dank von seiner Tochter, den er mit seiner gewohnten Zurückhaltung entgegennahm.

Alles schien also zur größten Zufriedenheit des jungen Paares zu verlaufen, aber auch, wie nicht ungesagt bleiben darf, zur höchsten Freude des alten Xaris. Der vortreffliche Mensch weinte wie ein Kind und hätte den jungen Offizier für sein Leben gern geherzt und geküßt.

Die Zeit, die Henry nun noch bei Hadschina verweilen konnte, war nur noch kurz. Die Brigg, auf der er sich einschiffen wollte, sollte von Korfu am 21. laufenden Monats nach Hydra in See gehen. Das junge Paar wich kaum voneinander. In süßem Geplauder saßen sie in der untern Stube, im Erdgeschoß des düstern Gebäudes, sprachen von der Zukunft, die ihnen gehörte, wenn auch die Gegenwart ihnen noch entrönne. Darüber vergaßen sie aber der griechischen Sache nicht, in deren Dienst sich Henry wieder stellte.

So kam der 20. Oktober heran, der letzte Tag, der ihnen blieb, denn der

andere Tag stand für die Abfahrt des Offiziers fest. Wieder saßen sie unten in dem großen Wohnraume und plauderten, als plötzlich Xaris hineingestürmt kam.

Er fand keine Worte. Er war außer Atem. Er war gerannt, gerannt wie ein Toller! In wenigen Minuten hatten ihn seine kräftigen Beine durch die ganze Stadt getragen, von der Zitadelle bis zum Ende der Strada Reale.

"Ei, was bringst du denn, Xaris? ... was ist dir denn? ... warum denn diese Aufregung?" fragte Hadschina.

"Was mir ist? was mir ist?" keuchte Xaris ... "eine Nachricht, eine wichtige Nachricht bringe ich ... eine ernste, wichtige Nachricht!"

"So sprechen Sie doch, Xaris! sprechen Sie!" drängte nun auch Henry, da er nicht wußte, ob er sich freuen solle oder sich ängstigen müsse.

"Ich kann nicht ... ich kann nicht," versetzte Xaris, dem die Aufregung tatsächlich die Kehle zuschnürte.

"Ist's eine Nachricht vom Kriegsschauplatz?" fragte das Mädchen, ihn an der Hand fassend.

"Ja doch! ... ja doch!"

"Aber so sprich doch!" wiederholte sie ... "sprich doch, lieber Xaris! ... was ist denn vorgegangen?"

"Türken ... heute geschlagen ... bei Navarino!"

Auf diese Weise erhielten Henry und Hadschina die Kunde von der Seeschlacht am 20. Oktober.

Durch den Lärm, den Xaris gemacht hatte, herbeigelockt, war der Bankier in die Stube getreten. Als er vernahm, um was es sich handelte, preßten sich unwillkürlich seine Lippen aufeinander und seine Stirn zog sich in Falten; aber er zeigte weder Befriedigung noch Verdruß, während das junge Paar seiner Freude die Zügel schießen ließ.

Die Nachricht von der Seeschlacht von Navarino war gerade erst in Korfu eingelangt. Aber schon wußte man alle Einzelheiten, denn die optischen Telegraphen längs der albanesischen Küste hatten bereits ausführliche Meldungen übermittelt.

Zu dem britischen und dem französischen Geschwader war das russische Geschwader mit 27 Schiffen und 1276 Geschützen gestoßen, und die drei Geschwader vereint hatten die Einfahrt zur Reede von Navarino forciert und die türkische Flotte angegriffen. Obwohl die Türken der Zahl nach in der Uebermacht waren, denn ihre Flotte zählte 60 Schiffe aller Größen, die mit 1994 Geschützen armiert waren, so waren sie doch besiegt worden. Zahlreiche ihrer Schiffe waren mit ihrer Besatzung in den Grund gebohrt oder in die Luft gesprengt worden. Ibrahim Pascha durfte also für seine Expedition gegen Hydra auf eine Unterstützung durch seine Flotte nicht mehr zählen.

Dies war ein Ereignis von erheblicher Wichtigkeit. Sie bedeutete tatsächlich den Ausgangspunkt einer neuen Wendung für die Sache der Griechen. Mochten auch die Mächte schon jetzt entschlossen sein, diesen Sieg nicht zur Vernichtung der Pforte auszunutzen, so schien doch nunmehr festzustehen, daß sie gemeinsam für die Abtrennung Griechenlands von der Türkei eintreten, daß sie der Errichtung eines selbstherrlichen griechischen Königreichs binnen absehbarer Zeit das Wort reden würden.

Diese Ansicht herrschte auch im Bankhause Elisundo. Hadschina, Henry, Xaris hatten jubelnd in die Hände geklatscht, und ihre Freude hallte in der ganzen Stadt wider. Den Söhnen Griechenlands hatten die Kanonen von Navarino soeben die Freiheit gekündet!

Die Nachricht von diesem Siege der verbündeten Mächte oder vielmehr – und das ist zutreffender – von der Vernichtung der türkischen Seemacht brachte zunächst auch eine Aenderung in die Absichten des jungen Offiziers; denn Ibrahim Pascha mußte jetzt den gegen Hydra geplanten Handstreich aufgeben. Von einem solchen konnte für's erste nicht mehr die Rede sein. Henry d'Albaret änderte nun seine am 20. Oktober gefaßten Pläne. Daß er sich dem den Hydrioten zu Hilfe geeilten Freiwilligenkorps anschloß, war hinfort nicht mehr nötig. Er beschloß vielmehr, in Korfu die Vorgänge abzuwarten, die auf diese Schlacht bei Navarino naturgemäß folgen mußten.

Auf alle Fälle ließ sich jetzt wohl annehmen, daß über Griechenlands Schicksal keine Zweifel mehr schwebten, daß Europa es nicht zermalmen lassen würde, daß in absehbarer Zeit der Halbmond der Freiheitsflagge das Feld räumen würde, daß Ibrahim Pascha, der sich schon auf das mittlere Land und die Küstenstädte im Peloponnes gedrängt sah, schließlich gezwungen sein würde, auch diese letzten Plätze zu räumen.

An welchen Punkt der Halbinsel sollte sich unter solchen Umständen Henry d'Albaret begeben? Jedenfalls rüstete sich Oberst Fabvier zum Abmarsch von Mitylene, um den Feldzug gegen die Türken auf der Insel Scio zu eröffnen; seine Rüstungen nahmen aber sicher noch einige Zeit in Anspruch. Es lag also gar keine Veranlassung vor, an sofortigen Aufbruch zu denken.

In solcher Weise beurteilte der junge Offizier die Sachlage; und Hadschina schloß sich seinem Urteile an. Was zunächst hieraus folgte, war, daß für den Aufschub der Hochzeit kein plausibler Grund mehr vorhanden war. Zudem erhob Elisundo selber keinen Einwand gegen sofortige Feier derselben. Und so geschah es denn, daß für dieselbe die Zeit zu Ende Oktober festgesetzt wurde. Die Feier sollte ohne allen Pomp, und in aller Ruhe vor sich gehen, viel Leute, womöglich die ganze Stadt dazu einzuladen, erschien unnütz, denn weder Hadschina noch Henry d'Albaret sehnten sich nach Zeugen ihres Glückes. Aber

einige Vorbereitungen erwiesen sich doch als notwendig, und man traf dieselben, ohne viel Aufhebens zu machen.

Es war der 23. Oktober, also bloß noch sieben Tage bis zur Hochzeit. Daß sich noch irgend ein Hindernis einstellen, irgend eine Verzögerung notwendig machen würde, schien nicht zu befürchten zu sein. Und doch vollzog sich eine Tatsache, die Hadschina und Henry auf das lebhafteste beunruhigt haben würde, wenn sie ihnen bekannt geworden wäre.

Am 23. Oktober lief mit der Frühpost bei dem Bankier ein Schreiben ein, dessen Inhalt ihm einen unerwarteten Schlag versetzte. Er zerknüllte das Schreiben, zerriß das Schreiben, ja er verbrannte das Schreiben. Und das waren bei einem Manne, der sich sonst so völlig in der Gewalt hatte, doch Dinge, die auf eine seelische Erregung sehr tiefer Art deuteten!

Und dann hätte man die Worte aus seinem Munde hören können, wenn er sie nicht gar so leise in sich hinein geflüstert hätte:

"Warum ist dieser Wisch nicht acht Tage später eingelaufen? Verflucht die Kreatur, die ihn geschrieben hat!"

Fünftes Kapitel

Die messenische Küste.

Die ganze Nacht hindurch war die "Karysta" von Vitylo aus in südwestlicher Richtung, also schräg durch den Busen von Koron, gefahren. Nikolas Starkos war wieder in seine Kabine hinunter gegangen und gedachte vor Tagesanbruch nicht wieder auf Deck zu kommen.

Der Wind war günstig – eine jener frischen Brisen aus Südost, die gewöhnlich in diesen Meeren zu Sommersausgang und Frühlingsanfang zur Zeit der Solstitien oder Tag- und Nachtgleiche herrscht, wenn sich die Dünste des Mittelmeeres in Regen auflösen.

Gegen Morgen wurde das Kap Gallo an der Spitze Messeniens umsegelt, und die letzten, seine jähen Schroffen überragenden Gipfel des Taygetes verschwammen bald in den Dunstschleiern der aufsteigenden Sonne.

Sobald die Sakolewa die Spitze des Kaps hinter sich hatte, stand Nikolas Starkos wieder auf dem Verdeck. Sein erster Blick wandte sich gen Osten.

Die Landschaft Magnos war nicht mehr sichtbar. In dieser Himmelsrichtung stiegen jetzt die mächtigen Vorberge des Hagios-Dimitrios auf, ein kurzes Stück hinter dem Vorgebirge.

Einen Moment reckte sich der Arm des Kapitäns gen Osten. War es eine Gebärde der Drohung? oder ein ewiger Scheidegruß, der Heimat zugeworfen? Wer hätte es sagen können? Aber Gutes verhieß der Blick nicht, denn die Augen des Mannes in diesem Moment schossen Blitze.

Die Sakolewa, die unter dem Druck ihrer Quadrat- und ihrer lateinischen Segel flotte Fahrt machte, setzte jetzt die Steuerbordhalsen und fing an, nordwestlichen Kurs zu nehmen. Da aber der Wind vom Lande her kam, zeigte das Meer die günstigsten Bedingungen für eine Schnellfahrt. Die Sakolewa ließ die Oinussischen Inseln, Cabrera, Sapienza und Venetia zur Linken, lenkte dann direkt durch die Enge zwischen Sapienza und dem Festlande, um in Sicht von Modon zu gelangen. Jetzt entrollte sich vor ihr die messenische Küste mit dem grandiosen Panorama ihrer Berge scharf vulkanischen Charakters. Dies Messenien war, nach endgültiger Konstituierung Griechenlands als Königreich, zu einer der 13 Naumachien oder Präfekturen ersehen, aus denen dasselbe, mit Einschluß der ionischen Inseln, besteht. Zur Zeit dieser Erzählung bildete Messenien aber bloß einen der vielen Kriegsschauplätze und befand sich, je nachdem die Würfel fielen, bald in den Händen Ibrahim Paschas, bald in den

Händen der Griechen, gleich wie es im Altertum der Schauplatz jener drei messenischen Kriege war, die gegen die Spartaner geführt wurden und die Namen Aristomenes und Epaminondas zu Glanz und Ruhm erhoben.

Nikolas Starkos hatte sich, sobald er den Kurs seiner Sakolewa nach dem Kompaß kontrolliert und Ausschau nach dem Wetter gehalten hatte, ohne ein Wort zu sprechen, auf das Hinterdeck begeben. Daraufhin wurden am Vorderdeck allerhand Meinungen ausgetauscht zwischen der alten Mannschaft und dem tagsvorher in Vitylo geworbenen Sukkurs – im ganzen waren es einige zwanzig Mann, die, weil der zweite Offizier zur Zeit nicht an Bord war, unter dem Befehl eines einfachen Hochbootsmanns standen, der aber bloß das Sprachrohr des Kapitäns war.

"Viel redet er nicht gerade, der Kapitän!"

"So selten wie möglich; aber wenn er redet, hat's Hand und Fuß und heischt auf der Stelle Gehorsam."

"Wohin fährt denn die "Karysta"?"

"Das weiß man niemals."

"Mohrenelement! wir sind auf Treu und Glauben geworben, und da kann's uns schließlich gleichgiltig bleiben."

"Stimmt! und verlassen könnt ihr euch darauf, daß es immer dorthin gehen muß, wohin der Kapitän uns führt."

"Aber mit ihren beiden Kanonen kleinen Formats auf dem Vorderschiff kann sich die "Karysta" doch nicht einfallen lassen, Jagd auf Kauffahrteischiffe des Archipels zu machen?"

"Piraterie ist auch nicht ihre Aufgabe. Kapitän Starkos hat dazu andere Schiffe, voll armierte Schiffe mit ausreichender und tüchtiger Besatzung. Die "Karysta" dient ihm gewissermaßen als Vergnügungsjacht. Ihr merkt's ja selber, wie harmlos sie aussieht, und dies harmlose Aussehen ist's ja, worauf die Kreuzer, Franzosen und Briten, Griechen und Türken, so gründlich hereinfallen."

"Aber die Prisen-Anteile ...?"

"Prisen-Anteile fallen denen zu, die Prisen machen, und zu denen werdet ihr schon auch gehören, wenn die Sakolewa ihre Fahrtbestimmung erfüllt hat. Die Hände behaltet ihr schon nicht im Schoße, das laßt euch gesagt sein! und wenn's Gefahr setzt, setzt's auch Profit, das laßt euch gesagt sein!"

"Also gibt's jetzt in den Gewässern von Griechenland und seinen Inseln nichts zu tun?"

"Nichts! noch weniger im adriatischen Meere, wenn den Kapitän die Laune anwandeln sollte, dorthin zu steuern ... Bis auf neues Kommando sind wir also ehrsames Seevolk an Bord einer ehrsamen Sakolewa, die auf ehrsamer Fahrt begriffen ist im Ionischen Meere ... aber das Blättchen wird sich wenden!"

"Und je früher, desto bester!" Die neu geworbene Mannschaft gab, wie man sieht, dem alten Stamme nichts nach, wenn es Prisen zu machen galt oder wenn es Arbeit vorm Feinde gab. Bedenken, Gewissensbisse, ja auch nur bloße Vorurteile in solcher Hinsicht durfte man bei dieser ganzen Küstenbevölkerung des untern Magnos nicht suchen. Die Leute waren tatsächlich des Mannes würdig, der das Kommando über sie führte, und dieser Mann wußte genau, daß er sich auf sie verlassen konnte.

Den Kapitän kannten nun wohl die Leute von Vitylo, nicht aber den zweiten Offizier an Bord, der sowohl Seemann war als Kaufmann – den Judas des Kapitäns, mit einem Worte! das war ein gewisser Skopelo, gebürtig auf Cerigotto, einem an der südlichen Grenze des Archipels, zwischen Cerigo und Kreta gelegenen und gar übel beleumundeten Eiland. Und weil sie ihn nicht kannten, darum wandte sich jetzt einer von der neugeworbenen Mannschaft an den Hochbootsmann mit der Frage:

"Na, und der Leutnant?"

"Der Leutnant ist gar nicht an Bord," ward ihm zur Antwort.

"Kriegt man ihn nicht zu sehen?"

"Doch!"

"Wann?"

"Sobald es notwendig sein wird, daß man ihn sieht."

"Wo steckt er denn?"

"Dort, wo er stecken muß!"

Mit dieser Antwort, die keine war, mußte man sich abfinden. Uebrigens rief jetzt die Pfeife des Hochbootsmanns alle Mann auf Deck, die Schoten zu steifen. Das machte dem Geschwätz auf dem Verdeck mit einemmal ein Ende.

Um im Abstand von einer Meile an der Küste zu bleiben, mußte schärfer geluvt werden. Um Mittag herum trat die "Karysta" in Sicht von Modon. Aber Modon war nicht das Ziel ihrer Fahrt. Sie ging also nicht bei dieser kleinen, auf den Trümmern des alten Methone erbauten Stadt vor Anker, die auf der Spitze eines Vorgebirges liegt, das seine Felsgrate nach der Insel Sapienza zu wendet. Bald verschwindet hinter solchem scharfen Schroffe der an der Hafeneinfahrt errichtete Leuchtturm.

Inzwischen war an Bord der Salolewa ein Signal gezogen worden: ein schwarzer Wimpel mit rotem Halbmond war an der Spitze der großen Raa gehißt worden. Vom Lande her erfolgte aber keine Antwort. Deshalb wurde die Fahrt in nördlicher Richtung fortgesetzt.

Abends gelangte die "Karysta" vor die Einfahrt zur Reede von Navarino, einer Art großen Sees auf hoher See, der in einen Saum hoher Berge gefaßt ist. Auf einen Moment trat die von der wirren Masse ihrer Citadelle überragte Stadt

durch das Tor eines gigantischen Felsens hindurch in Sicht. Hier lag die äußerste Spitze jenes von der Natur aufgeworfenen Dammes, an welchem sich die Wut der Nordweststürme bricht, die aus dem Schlauche von gewaltiger Länge, den das Adriatische Meer darstellt, über das Ionische Meer hinfegen.

Den Kamm der letzten Höhenzüge im Osten erhellte noch die scheidende Sonne; schon verdunkelte aber nächtlicher Schatten die weite Reede.

Diesmal hätte die Mannschaft meinen können, die "Karysta" würde in Navarino vor Anker gehen. Sie steuerte nämlich direkt in die Enge von Megalo-Thuro im Süden der schmalen Insel Sphakteria, die sich über eine Länge von etwa 4000 Meter erstreckt. Dort erhoben sich schon zwei Grabmäler, errichtet zweien der edelsten Opfer, die der Freiheitskampf gefordert hatte: das Denkmal des im Jahre 1825 ermordeten französischen Kapitäns Mallet und im Hintergrunde einer Grotte dasjenige des Grafen Santa-Rose, eines italienischen Philhellenen, ehemaligen Ministers von Piemont, der im selben Jahre für die nämliche Sache den Heldentod starb.

Knapp zehn Kabellängen war die Sakolewa nur noch von der Stadt, als sie umlegte, mit dem Focksegel dem Winde zugewandt. Ein rotes Fanal stieg jetzt herauf, wie vordem der schwarze Wimpel, und wiederum an der Spitze der großen Raa. Doch auch auf dieses Signal erhielt die "Karysta" keine Antwort. Sie hatte also nichts auf dieser Reede zu verrichten, auf der sich zur Zeit eine stattliche Zahl türkischer Schiffe befand. Die "Karysta" manövrierte nun so, daß sie an dem fast in der Mitte gelegenen, grau in grau gehaltenen Eilande Kuloneski vorbei und dem Gestade von Sphakteria wieder nahe kam. Auf Kuloneski waren im Anfangsjahr des Kriegs, 1821, mehrere hundert Türken überfallen, gefangen genommen und dem Hungertode überantwortet worden, trotzdem sie sich nur auf die Zusage, auf türkischen Boden überführt zu werden, ergeben hatten. Vier Jahre nachher, 1825, als Ibrahims Truppen das von Maurocordato persönlich verteidigte Sphakteria belagerten, wurden zur Vergeltung hierfür achthundert Griechen niedergemacht.

Die Sakolewa steuerte nun in die Enge von Sikia, die sich im Norden der Insel, zwischen dem Vorgebirge Koryphasion und ihrer Nordspitze gelegen, auf eine Breite von 200 Metern erstreckte. Wer sich in dieses Fahrwasser hinein wagte, mußte dasselbe ganz genau kennen, denn es ist für Fahrzeuge mit nur einigem Tiefgang fast unpassierbar. Aber Nikolas Starkos steuerte, gleich dem besten Lotsen der Reede, kühn zwischen den steilen Felsen der Spitze der Insel hindurch und um das Vorgebirge von Koryphasion herum. Als er vor der Reede mehrerer Geschwader ansichtig wurde, einiger dreißig französischen, englischen und russischen Schiffe, ging er ihnen behutsam aus dem Wege, fuhr in der Nacht an der messenischen Küste hin, segelte zwischen dem Festland und der Insel

Prodana hindurch und fuhr mit Tagesanbruch, von einer frischen Südostbrise getragen, an dem scharfgewundenen Gestade hin durch die friedlichen Gewässer des Busens von Arkadia.

Da stieg die Sonne über dem Gipfel jenes Ithome herauf, von dem aus der Blick über das alte Messene hin auf der einen Seite über den Golf von Koron, auf der andern über den Golf hin reicht, dem die Stadt Arkadia ihren Namen gegeben hat. Weithin, von der Brise beim Schein der ersten Sonnenstrahlen leicht gekräuselt, glitzerte das Meer. Vom Morgengrauen an steuerte Nikolas Starkos sein Schiff so, daß er der Stadt, die auf einer der eingebuchteten Küstenstellen an der offnen breiten Reede lag, so nahe wie möglich kam.

Gegen 10 Uhr trat der Oberbootsmann auf das Hinterdeck und postierte sich in der Haltung eines Untergebenen, der auf Befehle wartet, vor den Kapitän.

Der ganze gewaltige Gebirgssattel des arkadischen Hochlands rollte sich nun im Osten auf. In mittlerer Höhe Dorfschaften, versteckt in den dichten Oliven- und Mandelhainen und Weingeländen; Bäche, die zwischen Myrten- und Lorbeerhainen einem größeren Gewässer zufließen; auf alle Höhen, an alle Bergrücken geklebt, allen Himmelsrichtungen sich anschmiegend, Tausende von Anpflanzungen jener berühmten Reben von Korinth, die keinen Zoll Boden frei ließen; tiefer unten, auf den ersten Terrassen, die roten Häuser der Stadt, die wie große Straminfetzen auf dem Fond eines Cypressenvorhangs glitzern: so ungefähr zeigt sich dieses herrliche Panorama einer der schönsten, an malerischen Eindrücken reichsten Küsten des Peloponnes.

Je näher man aber an Arkadia herankam, an jenes alte Kyparissia, das zur Zeit des Epaminondas der wichtigste Hafen von Messenien war, zur Zeit der Kreuzzüge zu einem Lehen Ville-Hardouins wurde: desto trübseliger gestaltete sich das Bild, desto tieferes Weh mußte Menschen beschleichen, in deren Herzen noch Raum ist für pietätvolle Erinnerungen!

Zwei Jahre früher hatte Ibrahim Pascha die Stadt zerstört, Kinder, Weiber und Greise gemordet! In Trümmern lag ihre alte, auf der Stätte der einstigen Akropolis gebaute Burg; in Trümmern ihre von fanatischen Muselmanen verwüstete Sankt-Georgskirche; in Trümmern lagen ihre Wohnstätten und öffentlichen Bauten!

"Deutlich zu sehen," flüsterte Nikolas Starkos, der vor diesem Bilde grausiger Verwüstung kein Mitleid fühlte, "daß, unsere Freunde aus Aegypten hier gewesen sind!"

"Und nun sind die Türken hier Herren," versetzte der Oberbootsmann.

"Ja ... auf lange Zeit hin ... und, wie man hoffen darf, auf immer!" setzte der Kapitän hinzu.

"Legt die Karysta hier an oder fahren wir weiter?"

Nikolas Starkos beobachtete scharf das Gestade, von dem er nur wenige Kabellängen noch entfernt war. Dann richteten sich seine Blicke auf die eine Meile weiter im Hintergrunde, auf einem Vorwalle des Psykhro, eines Berges von stattlicher Höhe gelegene Stadt. Er schien unschlüssig, was angesichts von Arkadia zu tun geraten sei: an der Mole zu landen oder wieder in See zu stechen.

Der Bootsmann wartete noch immer auf Antwort auf seine Frage.

"Zieht das Signal!" sprach endlich Nikolas Starkos.

Das rote Wimpel mit dem silbernen Halbmond stieg an die Raa hinauf und flatterte in der Luft.

Kurz darauf flatterte ein ähnliches Wimpel an der Spitze eines am Hafentore errichteten Mastes.

"Ans Land!" befahl der Kapitän.

Das Steuer wurde gesenkt und die Sakolewa drehte bei. Als sie die Einfahrt gewonnen hatte, ließ sie sich von der Flut tragen. Bald wurden die Focksegel eingeholt, dann das große Segel, und die "Karysta" glitt unter ihrem Klüver bis an die Mole. Dort wurde Anker geworfen, dann ein Boot ins Wasser gelassen und mit vier Ruderern bemannt, das im Nu vor einer kleinen steinernen Treppe lag, die in den Hafenfelsen ausgehauen war.

Dort stand ein Mann, der den Kapitän mit den Worten begrüßte:

"Skopelo harrt Eurer Befehle, Nikolas Starkos!"

Eine freundliche Bewegung mit der Hand war die ganze Antwort von seiten des Kapitäns.

Er ging voraus, die Terrasse hinauf, bis er die ersten Häuser der Stadt erreicht hatte. Ueber die Trümmer der letzten Belagerung hinweg, mitten durch die von türkischen und arabischen Soldaten gefüllten Gassen lenkte er die Schritte zu einer ziemlich unversehrt gebliebenen Herberge, die den Minervakopf als Schild führte. Hier trat er mit seinem Begleiter ein.

Kurz darauf saßen sie in der Gaststube, vor sich zwei Gläser und eine Flasche Raki, über Goldwurz destillierter starker Schnaps. Zigaretten wurden aus dem hellen, wohlriechenden Missolunghi-Tabak gedreht, angesteckt und geraucht; dann nahm die Unterhaltung zwischen den beiden Männern ihren Anfang, von denen der eine mit sichtlichem Behagen den untertänigen Diener des andern zu spielen schien.

Ein böses, gemeines, hinterhältiges, nichtsdestoweniger kluges Gesicht, das dieser Skopelo hatte! Wenn man ihn auf fünfzig Jahre schätzte, so traf man wohl das rechte, wenngleich er etwas älter aussah. Das richtige Pfandleihergesicht mit kleinen falschen, aber lebendigen Augen, einer krummen Nase, Händen mit Hakenfingern und Füßen von erstaunlicher Länge: Füßen, auf die sich die Redensart hätte anwenden lassen, die von den Füßen der Albanesen gebraucht

wird: "wenn die große Zehe in Macedonien steht, steht die Ferse noch in Böotien!" Ein rundes Gesicht ohne Schnurrbart, mit ein paar grauen Stoppeln am Kinn; ein kräftiger Kopf mit kahler Schädelkuppe auf einem mager gebliebenen Körper von mittlerer Größe.

Dieser echte Typus der arabischen Juden von christlicher Abkunft trug ein äußerst schlichtes Gewand: die Jacke und Weste des Levante-Matrosen, mit einer Art weiten Faltenkittels darüber.

Skopelo war ganz der Geschäftsmann, den solches Seeräubergesindel, wie es im griechischen Archipel hauste, zur Wahrung seiner Interessen brauchte: Aeußerst gewandt in der Unterbringung von Beute in Gestalt von Ware ebensowohl wie im Verkauf von Kriegs- und andern Gefangenen, die auf die türkischen Handelsmärkte und in die Barbareskenstaaten geschafft wurden.

Welcher Art ein Gespräch zwischen Nikolas Starkos und Skopelo sein konnte, um welche Dinge es sich drehen mußte, wie von ihnen die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze aufgefaßt und taxiert wurden, welchen Profit sie daraus zu ziehen gedachten, darüber läßt sich ein Urteil nur allzu leicht bilden.

"Wie steht es zur Zeit in Griechenland?" fragte der Kapitän.

"Wohl noch so, wie Ihr es verlassen habt, Kapitän!" versetzte Skopelo; "die "Karysta" kreuzt doch nun reichlich vier Wochen an der Küste von Tripolis und wahrscheinlich habt Ihr seit Eurer Ausfahrt keine Nachricht vom Kriegsschauplatz bekommen."

"Nein, keine!"

"Eins will ich Euch melden, Kapitän: die türkischen Schiffe liegen in Bereitschaft, Ibrahim Pascha mit seinen Soldaten nach Hydra zu bringen."

"Jawohl," antwortete Nikolas Starkos; "ich habe sie gestern abend selber gesehen, als ich die Rede von Navarino passierte."

"Seit Eurer Ausfahrt von Tripolis seid Ihr nirgends gelandet?" fragte Skopelo.

"Doch ... einmal! ich war ein paar Stunden in Vitylo ... um die Mannschaft vollzählig zu machen. Aber seit wir die Küsten von Magnos aus dem Gesicht gekommen, ist mir vor meiner Ankunft in Arkadia auf kein Signal Antwort gegeben worden."

"Wahrscheinlich kein Grund dazu dagewesen," versetzte Skopelo.

"Sprich," fuhr Nikolas Starkos fort, "was treiben zur Zeit Miaulis und Kanaris?"

"Beide sind auf den Kleinkrieg angewiesen, Kapitän! müssen es probieren mit Handstreichen, die bloß keine Erfolge bringen können, niemals einen wirklichen Sieg ... drum haben die Seeräuber, so lange die beiden Jagd machen auf Türkenschiffe, leichtes Spiel im ganzen Archipel!"

"Und spricht die Welt noch immer von ...?"

"Von Sakratif?" ergänzte Skopelo, die Stimme leicht senkend; "jawohl! überall ... und allezeit, Nikolas Starkos, und bloß seine Sache ist's, daß noch mehr von ihm gesprochen wird!"

"Es wird mehr von ihm gesprochen werden!"

Nikolas Starkos war, nachdem er sein Glas Raki ausgetrunken hatte, das Skopelo von neuem füllte, aufgestanden, ging in der Gaststube auf und nieder, blieb dann vor dem Fenster stehen, kreuzte die Arme über der Brust und lauschte dem derben Gesange der türkischen Soldaten, der aus der Ferne herüberschallte. Endlich setzte er sich wieder Skopelo gegenüber und gab dem Gespräch ganz schroff eine andere Wendung.

"Aus deinem Signal habe ich gesehen, daß du Gefangenenfracht hier hast?" fragte er.

"Jawohl, Nikolas Starkos," versetzte Skopelo, "genug für eine Barkasse von 400 Tonnen! alles, was von dem Gemetzel nach der Niederlage bei Kremmydi noch übrig ist! Mord und Brand! Diesmal haben's die Türken ein bißchen zu arg gemacht! wenn's nach ihnen gegangen wäre, so wäre kein einziger Sklave geblieben!"

"Es sind Männer und Weiber?"

"Jawohl, und Kinder auch ... alles vertreten!"

"Wo stecken sie?"

"In der Citadelle von Arkadia."

"Hast sie teuer bezahlt?"

"Hm! sonderlich entgegenkommend war der Pascha nicht gerade!" versetzte Skopelo; "er denkt, mit dem Unabhängigkeitskriege dürfte es zu Ende gehen ... leider! Gibt's keinen Krieg mehr, dann gibt's keine Schlachten mehr, und ohne Schlacht keine Razzia, wie es unten in der Berberei heißt, und ohne Razzia keine Ware, weder Menschen noch andere! Werden die Gefangenen aber rar, dann steigen sie im Preise, Kapitän! es muß nun einmal jeder sehen, wo er bleibt! Aber ich weiß aus guter Quelle, daß jetzt Sklavenmangel auf den afrikanischen Märkten herrscht! – wir haben also Aussicht, was wir noch haben, zu sehr guten Preisen an den Mann zu bringen!"

"Kann sein!" versetzte Nikolas Starkes; "ist alles bereit, und kannst du an Bord kommen?"

"Alles in Bereitschaft! mich hält hier nichts mehr!"

"Gut, Skopelo! in 8–10 Tagen spätestens wird das Schiff von Skarpanto herüber kommen und die Fracht abholen. Sie wird doch ohne Anstand ausgeliefert?"

"Ohne Anstand, es ist alles abgemacht," versetzte Skopelo; "aber gegen

Kasse! wir müssen also zuvor mit Elisundo, dem Bankier, verhandeln, daß er unsre Tratten zeichnet. Sein Giro genügt; Tratten mit dem Giro Elisundo wird der Pascha nehmen als Bargeld!"

"Ich will an Elisundo schreiben, daß ich binnen kurzem in Korfu vor Anker gehen und dies Geschäft ins reine bringen will ..."

"... und ein anderes mit, das wohl nicht weniger dringlich ist, Nikolas Starkos!" setzte Skopelo hinzu.

"Vielleicht!" entgegnete der Kapitän.

"Wäre wahrhaftig nicht mehr als recht und am Platze!" sagte Skopelo; "Elisundo ist reich, wie es heißt sehr reich, und was ihn reich gemacht hat, ist doch bloß sein Handel mit uns ... und dabei laufen doch bloß wir das Risiko dabei ... das Risiko, auf den Pfiff des Hochbootsmanns an der Fockraa aufgeknüpft zu werden! ... Mord und Brand! bei solchen Zeitläuften war es ein feines Geschäft, Bankier der Seeräuber vom griechischen Archipel zu sein! Drum wiederhole ich, Nikolas Starkos! es wäre bloß recht und am Platze!"

"Was wäre bloß recht und am Platze?" fragte der Kapitän, seinem Offizier scharf ins Gesicht sehend.

"Ei! Ihr wißt's nicht, Kapitän?" versetzte Skopelo; "na, wahrlich, Kapitän! ich soll es Euch wohl zum hundertstenmale sagen? he?"

"Kann sein!"

"Elisundos Töchterchen ..."

"Was recht und am Platze ist, wird kommen," versetzte einfach Nikolas Starkos und stand auf, verließ die Herberge "zur Minerva" und begab sich zum Hafen zurück, dorthin, wo sein Boot wartete.

"Steige ein," sprach er zu Skopelo; "die Tratten mit Elisundo bringen wir in Korfu ins reine; dann fährst du nach Arkadia zurück und besorgst die Fracht!"

"Fahren wir ab!" versetzte Skopelo.

Eine Stunde darauf fuhr die "Karysta" aus dem Golfe. Aber vor Tagesausgang konnte Nikolas Starkos ein fernes Grollen hören, das ihm das Echo von Süden herzutrug.

Das war die Kanonade der vereinigten Geschwader auf der Reede von Navarino.

Sechstes Kapitel.

Wider die Piraten des Archipels!

Der Kurs Nordnordwest, der von der Sakolewa gehalten wurde, führte sie mitten durch das pittoreske Sammelsurium, das die ionischen Inseln bilden. Ein Glück für die "Karysta", daß sich ihre wahre Natur hinter ihr biederes Aussehen als Levantefahrzeug, halb Vergnügungsjacht, halb Kauffahrteischiff, versteckte. Sonst wäre es nicht klug von ihrem Kapitän gewesen, sich bis unter die Kanonen der britischen Forts und zwischen die britischen Fregatten hinein so auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Etwa 15 Seemeilen höchstens liegen zwischen Arkadien und der Insel Zante, "der Blume der Levante", wie sie poetisch von den Italienern genannt wird. Vom Hintergrunde des Golfs aus, durch den die "Karysta" jetzt segelte, sah man sogar die grünenden Gipfel des Skopos, an dessen Wänden sich Oliven- und Orangenhaine hinaufziehen, die an Stelle der von Homer und Virgil besungenen Wälder stehen.

Der Wind war günstig. Aus Südosten blies eine kräftige Landbrise. Unter ihren Mars- und Besan-Bonnetten strich die Sakolewa munter durch die Fluten von Zante, die fast so ruhig lagen wie die eines Sees.

Gegen Abend segelte sie in Sicht der Hauptstadt gleichen Namens mit der Insel. Eine liebliche italienische Stadt, die auf dem Boden des Zakynthos, des Sohnes des Trojaners Dardanos, aufblüht. Vom Deck der "Karysta" aus waren bloß die Lichter der Stadt sichtbar, die sich über den Raum einer halben Meile am Saum einer kreisförmigen Bucht erstreckt. Diese in verschiedenen Höhen, von den Hafenkais bis zu den Zinnen des in 300 Fuß Höhe gelegenen Schlosses venetianischen Ursprungs hinauf, verstreuten Lichter bildeten gleichsam ein Sternbild von gewaltiger Größe, als dessen Sterne erster Größe die Lichter gelten konnten, die die Plätze anzeigten, wo die im Renaissance-Stil erbauten Paläste der Hauptstraße und die Kathedrale des heiligen Dionysios von Zakynthos sich erheben.

Mit dieser zantiotischen Bevölkerung, die sich durch den innigen Verkehr mit Venetianern, Franzosen, Engländern und Russen stark mit fremdem Blut durchsetzt hat, konnte Nikolas Starkos unmöglich die gleichen Berührungspunkte haben, wie mit den Türken des Peloponnes. Hier auf dieser Insel, der Heimat des berühmten italienischen Dichters Hugo Foscolo zu Ende des 18. Jahrhunderts und des zu den Berühmtheiten von Neugriechenland

zählenden Dichters Salomos, hatte Nikolas Starkos keine Veranlassung, Signale mit der Hafenwache auszutauschen oder vor Anker zu gehen.

Die "Karysta" steuerte durch den schmalen Meeresarm, welcher die Insel Zante von Achaia und Elis trennt. Mehr als ein Ohr an Bord hätte sich am liebsten den Gesängen verschlossen, die vom Winde, Gondelliedern vom Lido Venetiens gleich, herübergetragen wurden. Aber man mußte sich darein finden! Die Sakolewa glitt mitten durch diese italischen Melodieen hin und lag am andern Morgen vor dem Hafen von Patras, dem tiefen Einschnitt, welcher die Fortsetzung des Golfs von Lepanto bis zum Isthmus von Korinth bildet.

Nikolas Starkos stand jetzt auf dem Vorderdeck der "Kalysta". Sein Blick schweifte über diese ganze Küste von Akarnanien an der nördlichen Grenze des Golfs. Von diesem Boden stiegen große, unvergängliche Erinnerungen auf, die einem Sohne Griechenlands das Herz hätten zusammenschnüren müssen, wenn dieser Sohn nicht seit Jahren schon zum Verleugner und Verräter seiner Mutter geworden wäre!

"Missolunghi!" sagte Skopelo, indem er mit der Hand gen Nordosten zeigte. "Alberne Menschen! Dummes Gesindel, das sich lieber in die Luft sprengen läßt, als sich ergibt!"

Dort hätte sich allerdings vor zwei Jahren für Gefangenen-Aufkäufer und Sklavenverkäufer kein Geschäft machen lassen. Nach zehnmonatlichem Ringen hatten die in Missolunghi belagerten Griechen, von den Strapazen zermartert, vom Hunger erschöpft, Stadt und Feste in die Luft gesprengt, statt sich an Ibrahim Pascha zu ergeben. Männer, Weiber, Kinder, alles war bei der Explosion umgekommen, die nicht einmal die Sieger verschonte. Und im Jahre zuvor, fast an derselben Stelle, wo das Griechenvolk Marco Botsaris, einen der Heroen des Unabhängigkeitskrieges, beerdigt hatte, war Lord Byron, dessen sterbliche Ueberreste noch immer keine Ruhestatt in Westminster gefunden haben, trotzdem er einer der herrlichsten Söhne der britischen Erde ist, entmutigt und verzweifelt gestorben. Aber sein Herz ist auf griechischer Erde verblieben, die er so heiß geliebt hat und der die Freiheit, für die er begeistert schwärmte, erst nach seinem Tode zuteil wurde.

Eine heftige Gebärde war die ganze Antwort, die Nikolas Starkos auf Skopelo's Bemerkung hin machte. Dann nahm die Sakolewa, die sich rasch aus dem Golfe von Patras entfernte, Kurs auf Kefalonia.

Bei so günstigem Winde vom Lande her waren nur wenige Stunden notwendig, um die Entfernung zwischen Kefalonia und Zante zurückzulegen, zumal die "Karysta" keine Veranlassung fand, in Argostoli, der Hauptstadt, anzulaufen, deren Hafen, wenn er auch nur geringe Tiefe hat, darum doch zu den besten für Fahrzeuge mittleren Tonnengehaltes rechnet. Die "Karysta" steuerte

kühn in die engen Fahrstraßen hinein, die sich um die Ostküste von Kefalonia ziehen, und erreichte gegen 6 Uhr abends die Spitze von Thiaki, dem Ithaka des Altertums.

Diese Insel von acht Meilen Länge bei anderthalb Meilen Breite ist eine seltsame Felseninsel von grandioser Wildheit, besitzt großen Reichtum an Oel und Wein und zählt etwa ein Dutzend tausend Einwohner. An sich von keiner geschichtlichen Bedeutung, ist es im Altertum durch Odysseus und Penelopeia, deren Vaterland es war und an die noch die Gipfel des Anogi, die Höhle im Sankt-Stefansberge in den Ruinen auf dem Berge Oetos, in den Gefilden Eumeas, am Fuße des sogenannten Rabenfelsens, auf welchem die poetischen Wasser der Arethusa-Quelle entspringen sollten, zu hoher Schönheit gelangt.

Bei sinkender Nacht war das Land des Sohnes des Laertes allmählich im Schatten verschwunden, etwa ein Dutzend Meilen jenseits vom letzten Vorgebirge von Kefalonia. Zur Nachtzeit gewann die "Karysta" mehr offne See, weil sie dem engen Kanal ausbiegen mußte, der die Nordspitze Ithakas von der Südspitze Santa Mauras trennt, und fuhr etwa zwei Meilen vom Ufer an der Ostküste dieser Insel entlang.

Bei hellem Mondschein würde man von hier aus eine Art weißer Uferwand, wenn auch kaum deutlich, bemerkt haben, die etwa 180 Fuß hoch über das Meer heraufragt, nämlich den durch Sappho und Artemisia, die von hier aus den Tod gesucht haben sollen, als "Leukates Sprung" berühmten Felsen. Aber von dieser, noch heute den Namen Leukate tragenden Insel verblieb bei aufsteigender Sonne im Süden keine Spur mehr, und die Sakolewa verfolgte nun an der albanesischen Küste hin die Richtung nach Korfu.

Etwa 20 Meilen waren an diesem Tage noch zu fahren, wenn Nikolas Starkos vor Einbruch der Nacht noch in den Gewässern der Hauptstadt dieser Insel einlaufen wollte.

Die kühne und flinke "Karysta", die soviel Segelzeug gesetzt hatte, daß sie mit ihrem Bord fast auf der Wasserfläche lag, bezwang diese Aufgabe leicht. Die Brise hatte sich erheblich verstärkt. Der Steuermann mußte scharfen Ausguck halten, um unter so hohem Segeldruck nicht in Gefahr zu kommen. Zum Glück waren die Masten fest und sicher, das Takelwerk so gut wie neu und von vortrefflicher Beschaffenheit. Kein Reff wurde eingezogen, keine einzige Bonnette gesenkt.

Die Sakolewa schoß durch das Wasser, als wenn es sich um den ersten Preis bei einer internationalen Wettfahrt gehandelt hätte, an dem Eilande Paxos vorbei. Nach Norden hin zeigte sich bereits das Profil der ersten Höhen von Korfu, zur Rechten an der albanesischen Küste, fern am Horizont, die Zackenkette des Akrokeraunischen Gebirges. Ein paar Kriegsschiffe unter britischer, zum Teil

auch türkischer Flagge kamen in diesen ziemlich stark befahrenen Gewässern des Ionischen Meeres in Sicht. Die "Karysta"" ging weder den einen noch den andern aus dem Wege. Wäre ihr das Signal beizulegen gegeben worden, so würde sie unbedenklich gehorcht haben, denn sie führte weder Fracht noch Konsignation an Bord, die ihre Herkunft hätten verraten können.

Gegen vier Uhr nachmittags faßte die Sakolewa schärfer Wind, um in den Kanal Einfahrt zu gewinnen, der Korfu vom Festlande scheidet. Die Schoten wurden gesteift und der Mann am Ruder luvte um eine Quart, um das Kap Blanco an der Südspitze der Insel zu nehmen.

Dieses erste Stück des Kanals ist lachender als sein nördlicher Teil. Schon hierdurch bildet er einen glücklichen Gegensatz zu der noch so gut wie unkultivierten, halb wilden Küste. Ein paar Meilen weiter verbreitet sich der Kanal durch die Ausbuchtung, welche die korfiotische Küste hier aufweist. Die Sakolewa konnte also an Fahrt gewinnen, indem sie schrägen Kurs nahm, und passierte gegen 5 Uhr, nahe dem Eilande des Odysseus, die Oeffnung, welche den See Kalikiopulo, den Hylläischen Hafen des Altertums, mit dem Meere verbindet. Dann folgte sie den Umrissen jener lieblichen "Cannone", die mit Aloe und Agaven bepflanzt ist und bereits von den Gefährten und Reitern belebt wird, die eine Meile südlich von der Stadt in der erquickenden Luft sich an dem herrlichen Panorama weiden, dessen Horizont auf dem andern Kanalufer die albanesische Küste bildet. Vorüber an der Bai von Kardakio und den sie überragenden Ruinen, vorbei an dem Sommerpalaste des Lord-Oberkommissariats, ließ die "Karysta" die Bucht von Kastrades, auf der sich die Vorstadt gleiches Namens in der Runde hinzieht, dann die Strada Marina, mehr Promenade als Straße, das Zuchthaus, das alte Fort Salvador und die ersten Gebäude der korfiotischen Hauptstadt zur Linken, segelte um das Kap Sidero, das die Citadelle trägt, gleichsam eine kleine Militärstadt für sich und doch groß genug, um Platz für die Kommandanturgebäude, die Offiziersquartiere, ein Spital und eine griechische Kirche zu bieten, die von den Briten in ein protestantisches Gotteshaus umgewandelt worden ist – endlich, nach kurzer Biegung in westlicher Richtung, um die Landspitze San Nicolo, von da an dem Ufer vorbei, hinter welchem die Gebäude des nördlichen Stadtteils aufsteigen, und bis auf eine halbe Kabellänge an die Mole heran, um da Anker zu werfen.

Das Boot wurde bemannt, Nikolas Starkos und Skopelo stiegen ein – der erstere nicht ohne daß er eins jener Messer mit kurzer, breiter Klinge, wie sie in den Landstrichen Messeniens stark im Brauche sind, in den Gürtel geschoben hatte. Die beiden Männer gingen bei der Sanitätswache ans Land und legten dort ihre Schiffspapiere vor, die in völliger Ordnung befunden wurden. Es stand ihnen hiernach frei sich nach Belieben hierhin oder dorthin zu begeben, und

nach kurzer Verabredung, sich um 11 Uhr zu treffen, um sich zusammen an Bord zu begeben, trennten sie sich.

Skopelo begab sich, um für die "Karysta" allerhand Geschäfte zu besorgen, in die engen kurzen krummen Gassen und Gäßchen der Handelsstadt mit ihren italienischen Namen, unter die "Lauben", mit den Kauf- und Schauläden, in das dichte bunte Gewühl eines echt neapolitanischen Stadtviertels.

Nikolas Starkos dagegen wollte diesen Abend benutzen, um "zu horchen" – wie man im Volksmunde sagt. Zu dem Zwecke begab er sich auf die "Esplanade", den vornehmsten Teil der korfiotischen "City".

Diese Esplanade oder der Paradeplatz, zu beiden Seiten mit herrlichen Bäumen bepflanzt, erstreckt sich zwischen der Stadt und der Citadelle, von der sie durch einen breiten Graben geschieden wird. Fremde und Einheimische bildeten dort ein unaufhörliches Wogen und Treiben, das aber einen nichts weniger als festlichen Anstrich an sich hatte. Stafetten eilten in den auf der Nordseite des Platzes befindlichen Palast, der von dem britischen General Maitland erbaut worden ist, und verließen denselben durch das Sankt-Georgs- oder Sankt-Michaels-Tor, die sich zu beiden Seiten der weißen Kalkstein-Fassade erheben. Zwischen dem Gouverneurspalast und der Citadelle mit dem Standbilde des Generals Schulenburg, fand ein unablässiger Meldeverkehr statt.

Nikolas Starkos mischte sich unter die Menge. Er erkannte auf der Stelle, daß dieselbe unter dem Eindruck keiner täglichen Aufregung stand. Da er der Mann nicht war, um selber Fragen zu stellen, begnügte er sich damit, die Ohren offen zu halten. Was ihm vor allem auffiel, war ein Name, der unter allen Gruppen, fast ohne Ausnahme, mit Beigaben recht unerfreulicher Art immer und immer wieder genannt wurde.

Dieser Name schien seine Neugierde zuerst halb und halb zu reizen. Dann zuckte er aber geringschätzig mit den Achseln und stieg dann die Esplanade wieder hinunter bis zu der Terrasse, die über das Meer hinausragend ihren Abschluß bildet.

Dort hatte sich eine gewisse Zahl Neugieriger um einen kleinen Tempel kreisrunder Form geschart, der vor kurzem zum Gedächtnis Sir Thomas Maitlands errichtet worden. Und auch hier schwebte auf aller Lippen der Name, der schon auf der Esplanade den Weg zu seinem Ohre gefunden, auch hier schien aller Zwist und Hader vergessen zu sein, und aller Groll und Zorn sich in einem einzigen, ewig gleichlautenden Fluche Luft zu machen:

"Sakratif! Sakratif! Fluch über den Seeräuber Sakratif!"

Ob die auf und ab wogende Menge in englischer, italischer oder griechischer Zunge redete, ob der verfluchte Name mit diesem oder jenem Accent ausgesprochen wurde, die Flüche, mit denen er überschüttet wurde, waren und

blieben der Ausdruck des gleichen Grausens, des gleichen Abscheus, des gleichen Hasses.

Nikolas Starkos hörte nach wie vor zu, sprach aber kein Wort. Von der Höhe der Terrasse aus konnte sein Blick bequem einen großen Teil des Kanals von Korfu, der bis zu den von der Abendsonne beleuchteten Bergen Albaniens eingeschlossen war wie ein See, überschauen.

Der Kapitän der "Karysta" wandte sich nach der Hafenseite. Hier nahm er ein besonders reges Leben und Treiben wahr. Unzählige Barken ruderten zu den Kriegsschiffen hinüber. Signale wurden zwischen diesen Schiffen und dem auf dem Kamm der Citadelle errichteten Flaggenmast gewechselt. Die Batterien und Kasematten derselben lagen tiefversteckt hinter einer Gardine gigantischer Aloebäume.

Augenscheinlich – über all diese Symptome konnte sich ein Seemann schwerlich täuschen – rüsteten sich Schiffe zur Abfahrt von Korfu. War dies der Fall, so mußte man es den Korfioten lassen, daß sie ein tatsächlich auffällig reges Interesse hieran nahmen.

Aber schon war die Sonne hinter den hohen Bergspitzen der Insel verschwunden, und bei der unter diesen Breiten ziemlich kurzen Dämmerung konnte der Einbruch der Nacht nicht lange auf sich warten lassen. Nikolas Starkos hielt es demnach für geraten, die Terrasse zu verlassen. Er begab sich zurück auf die Esplanade, ohne sich um die Menge von Menschen zu bekümmern, die dort aus Neugierde noch zurückgehalten wurden. Dann lenkte er die Schritte gemächlich nach den "Lauben" unter dieser Häuserfolge, welche die westliche Seite des Paradefeldes abschließt.

Dort fehlte es weder an den hellerleuchteten Cafés, noch an den langen Reihen von Stühlen, die auf der Straße weithin aufgestellt sind und schon von zahlreichen Kaffeehausgästen besetzt gehalten wurden. Indessen fand man bald heraus, daß all diese Herrschaften den Mund mehr zum "Konversieren" als zum "Konsumieren" zu haben schienen, sofern es statthaft ist, solche allzu modernen Ausdrücke auf die Korfioten der Anfangsjahrzehnte des verwichenen Jahrhunderts anzuwenden.

Nikolas Starkos setzte sich in der festen Absicht, sich kein Wort von den an den Nebentischen geführten Gesprächen entgehen zu lassen, an einen kleinen Tisch.

"Wahrlich!" rief ein Reeder aus der Strade Marina, "von Sicherheit für den Handel läßt sich gar nicht mehr sprechen, und wertvolle Fracht nach Levanteplätzen darf man gar nicht mehr riskieren."

"Und nur zu bald," setzte sein Tischnachbar hinzu, einer jener protzigen Briten, die immer, gleich dem Sprecher ihres Oberhauses, auf einem Vollsack zu

sitzen scheinen – "nur zu bald wird keine Mannschaft mehr zu finden sein, die an Bord von Archipel-Fahrzeugen Dienste leisten will."

"O! dieser Sakratif! ... Dieses Luder von Sakratif!" klang es voll aufrichtigen Abscheus aus allerlei Gruppen.

"Ein Name, ganz danach, daß man sich die Kehle verrenken kann," dachte der Kaffeehauswirt, "der doch veranlassen sollte, dieses notwendige Organ unseres Organismus zu schmieren!"

"Wann soll denn die "Syphanta" in See stechen?" fragte der Reeder.

"Um 8 Uhr," erwiderte der Korfiote. "Aber," setzte er in einem Tone hinzu, der nicht gerade vertrauensvoll klang, "mit dem Stechen in See ist's nicht abgemacht, es soll auch der Ort erreicht werden, wohin das Schiff bestimmt ist!"

"Ei! der Ort wird auch erreicht werden!" rief ein anderer Korfiote – "es wird sich doch nicht sagen lassen, daß ein einziger Pirat die britische Marine in Schach halten könne ..."

"Mitsamt der griechischen und französischen und italischen Marine!" setzte phlegmatisch ein englischer Offizier hinzu, der jedem Staate seinen Anteil an der Blamage gewahrt wissen wollte.

"Aber," fuhr der Reeder fort, indem er von seinem Stuhle aufstand, "die Stunde kommt heran, und wenn wir bei der Abfahrt der "Syphanta" dabei sein wollen, dürfte es wohl Zeit sein, sich auf die Esplanade zu begeben."

"Nein," erwiderte sein Tischnachbar, "es hat noch keine Eile. Zudem muß doch ein Kanonenschlag die Abfahrt verkünden." Man steuerte seinen Anteil zu Verwünschungen weiter bei, von denen es noch immer gegen Sakratif hagelte.

Zweifelsohne hielt Nikolas Starkos den Augenblick für günstig, sich in das Gespräch zu mischen, und ohne daß ihn der leiseste Accent als einen Griechen aus dem südlichen Landesteile hätte verraten können, wandte er sich mit den Worten an seine Tischnachbarn:

"Meine Herren, dürfte ich mir die Frage erlauben, wie es sich eigentlich verhält um diese "Syphanta", von der heute alle Welt spricht?"

"Die Syphanta, mein Herr, ist eine Korvette," wurde ihm zur Antwort, "eine Korvette, zu deren Ankauf, Armierung und Bemannung sich aus englischen, französischen und korfiotischen Reedern eine Gesellschaft gebildet hat. Die Mannschaft setzt sich aus diesen drei Nationalitäten zusammen. Auslaufen wird die Korvette unter dem Kommando des erprobten Kapitäns Stradena. Vielleicht gelingt ihm, was den Kriegsschiffen Englands und Frankreichs nicht gelingen will!"

"Ah!" rief Nikolas Starkos, "eine Korvette, die in See sticht! und nach welchen Gewässern, wenn ich bitten darf?"

"Dorthin, wo er das Aas von Sakratif treffen, fangen und hängen kann!"

"Da muß ich Ihre Liebenswürdigkeit noch mit einer weiteren Frage in Anspruch nehmen," fuhr Nikolas Starkos fort, "was ist denn das für ein Mensch, dieser Sa–"

"Sakratif!" half ihm der Korfiote ein, trotzdem er über die Frage ganz verblüfft wurde, dem aber der Engländer durch einen am richtigsten durch den Laut "au!" wiedergegebenen Ruf der Verwunderung beisprang – "Sie fragen, was dieser Sakratif für ein Kerl ist?"

Ein Mensch, der in Korfu, mitten in der Stadt, in dem Moment da dieser Name in aller Munde war, noch darüber in Unwissenheit war, wem er gehörte, mußte notwendigerweise als Phänomen angestaunt werden! Der Kapitän der "Karysta" merkte auch sofort, welche Wirkung seine Unwissenheit auf die versammelte Gesellschaft hervorbrachte. Er beeilte sich deshalb hinzuzufügen:

"Ich bin fremd, meine Herren, komme gerade von Zara, also direkt von der Adria her, also kann ich nicht gut wissen, was auf den ionischen Inseln vorgeht!"

"Sagen Sie lieber, was im Archipel vorgeht!" rief der Korfiote, "denn, wirklich und wahrhaftig, dieser Sakratif hat den ganzen Archipel zum Schauplatz seiner Seeräuberei gemacht!"

"Ah!" machte Nikolas Starkos, "von einem Seeräuber ist die Rede?"

"Von einem Seeräuber, einem Strandräuber, einem Küstenmarder, einem Meer-Werwolf!" versetzte der protzige Brite, ... "jawohl! all diese Titel verdient dieser Sakratif! Das Wörterbuch ist gar nicht reich genug an Schimpfwörtern und Flüchen, die diesem Schufte zukommen!"

Der Engländer war schier außer Atem.

"Was mich bloß wundert, mein Herr," setzte er hinzu, "ist die Tatsache, daß man noch einen Europäer trifft, der nicht weiß, was und wer Sakratif ist!"

"O mein Herr," versetzte Nikolas Starkos, "völlig unbekannt, glauben Sie mir, ist mir der Name nicht; aber daß sich die ganze Stadt heute durch ihn hat in Alarm setzen lassen, das wußte ich nicht. Ist etwa Korfu durch einen Ueberfall dieses Piraten bedroht?"

"Das dürfte er doch wohl nicht riskieren!" rief der Reeder; "den Fuß auf unsere Insel zu setzen, wird er sich wohl niemals beikommen lassen!"

"Ah ... wirklich?" versetzte der Kapitän der "Karysta".

"Ganz gewiß, Herr, und wäre es wirklich an dem, dann wär' ihm der Galgen nicht weit! wie Pilze würden die Galgen emporschießen und nach ihm zuschnappen, wenn er vorbeikäme!"

"Woher dann aber diese Aufregung?" fragte Nikolas Starkos; "kaum seit einer Stunde bin ich gelandet und kann mir tatsächlich nicht erklären, wie sich eine ganze Bevölkerung dermaßen alarmieren lassen kann."

"Der Grund ist der, mein Herr," antwortete der Engländer, "vor etwa vier

Wochen sind zwei Kauffahrer, der "Carnatic" und die "Three Brothers" von diesem sakrischen Sakratif gekapert und was von beiden Besatzungen mit dem Leben davongekommen, in Tripolis auf den Sklavenmärkten verkauft worden."

"Nicht möglich!" rief Nikolas Starkos; "hm, eine schlimme Affäre, die diesem Sakratif wohl noch leid tun könnte!"

"Daraufhin hat sich eben eine Gesellschaft von Reedern zusammengetan und hat eine Kriegskorvette armiert, einen Schnellfahrer ersten Ranges, mit auserlesener Mannschaft unter dem Kommando eines unerschrockenen Seemanns! ja, unser Stradena wird diesem Sakratif schon ans Leder gehen! Diesmal steht wirklich zu hoffen, daß dieser Seeräuber, der den ganzen Archipel in Schach hält, seinem Schicksal nicht entrinnen wird!"

"Schwer wird's ihm jedenfalls werden," versetzte Nikolas Starkos.

"Und wenn Sie heute die ganze Bevölkerung auf den Beinen und auf der Esplanade versammelt sehen," setzte der Reeder hinzu, "so hat das keinen andern Grund, als weil ganz Korfu der "Syphanta" ein Hurra zum Abschied nachrufen will, wenn sie den Kanal hinunter segelt!"

Nikolas Starkos wußte nun jedenfalls, was er wissen wollte. Er dankte seinen Tischnachbarn, stand auf und mischte sich von neuem unter die Menge, welche die Esplanade füllte. Was von diesen Engländern und Korfioten gesagt worden war, war keineswegs übertrieben, sondern nur allzu wahr. Seit mehreren Jahren schon kennzeichneten sich Sakratifs Raubzüge durch Gewalttätigkeit der empörendsten Art. Unzählige Kauffahrteischiffe aller Nationalität waren von diesem Seeräuber, dessen Verwegenheit mit seiner Blutgier um den Rang stritt, überfallen worden. Woher kam der Bandit? welcher Herkunft war er? gehörte er jenem Piratengesindel an, das an den Küsten der Berberei zu Hause ist? Wer hätte es sagen können? Es kannte ihn niemand. Es hatte ihn niemand gesehen. Keiner von all denen, die unter das Feuer seiner Kanonen geraten waren, war davongekommen: wer nicht den Tod gefunden hatte, war in die Sklaverei geschickt worden. Wer hätte die Schiffe nennen können, die er fuhr? Er wechselte unablässig mit dem Kommando, war bald auf diesem, bald auf jenem Schiffe; führte seine Schläge bald mit einer flinken Levante-Brigg, bald mit einer jener leichten Korvetten, deren Schnelligkeit kein Schiff übertrumpfen kann, und führte immer die Schwarzflagge. Im Nu war er verschwunden, sobald er merkte, daß er im Nachteil war, daß er sich einem zu starken Gegner gegenüber befand. Und in welchem unbekannten Schlupfloch, in welchem entlegenen Winkel des Archipels hätte man ihn suchen sollen? Kannte er doch die geheimsten Engen dieser Küsten, deren Kunde damals noch außerordentlich zu wünschen ließ.

War der Seeräuber Sakratif ein tüchtiger Seemann, so war er nicht minder ein

schrecklicher Draufgänger. Immer von Mannschaft umringt, die vor nichts zurückschreckte, vergaß er niemals ihr nach dem Kampfe den "Teufelsteil" zu lassen, das heißt: ein paar Stunden zu Mord und Plünderung. Darum folgten ihm auch seine Scharen, wohin er sie führte; darum führten sie seine Befehle aus, gleichviel wie sie lauteten. Einer wie alle hätten sich erschlagen lassen für ihn! Die Androhung der furchtbarsten Strafen hätte sie zu keinem Verrat an ihrem Häuptling bestimmt, der einen wirklichen Zauber auf sie übte. Gerieten solche Leute mit den Enterhaken an ein Schiff, so war Widerstand freilich nur selten möglich, vornehmlich dann, wenn es ein Kauffahrteischiff war, dem es ja an ausreichenden Verteidigungsmitteln in der Regel fehlt.

Uebrigens hätte Sakratif, wäre ihm trotz aller Gewandtheit einmal ein Kriegsschiff über den Hals gekommen, sich eher in die Luft gesprengt, als sich ergeben. Ja man erzählte sich, daß er bei solcher Gelegenheit einmal, als ihm die Kugeln ausgingen, den auf Deck liegenden Leichen die Köpfe abgeschnitten und damit seine Kanonen geladen!

Auf die Verfolgung solches Mannes also wurde die "Syphanta" ausgeschickt – das also war der furchtbare Seeräuber, dessen fluchbeladener Name in der korfiotischen Hauptstadt ein solches Maß von Aufregung verursacht hatte!

Bald dröhnte ein Schuß. Ueber dem Hauptwall der Citadelle zuckte ein greller Blitz auf; eine Rauchwolke stieg auf. Es war das Abfahrtssignal. Die "Syphanta" lichtete die Anker und fuhr den Kanal von Korfu hinunter, um die südlichen Gewässer des Ionischen Meers zu gewinnen.

Alles Volk drängte zum Rande der Esplanade, zur Terrasse hin, wo Sir Maitlands Monument stand. Nikolas Starkos, gebieterisch fortgerissen durch eine vielleicht stärkere Empfindung als die bloßer Neugierde, befand sich im Nu vorn in der ersten Reihe.

Allmählich trat im hellen Mondlicht die Korvette mit ihren Positionsfeuern in Sicht. In langsamer Fahrt bog sie um die Spitze des Kap Blanco herum, das sich im Süden von der Insel in die See hinaus schiebt. Ein zweiter Kanonenschlag dröhnte von der Citadelle herüber, dann ein dritter – und von der "Syphanta" herüber, ihre Stückpforten aufhellend, dröhnten drei Kanonenschläge als Antwort herüber. Tausendfaches Hurrageschrei antwortete auf die Salve, und ihr letztes Echo gelangte zu der Korvette hinüber in dem Augenblick, als sie die Bucht von Kardakio passierte.

Dann versank alles in tiefes Schweigen. Allmählich verlief sich die Menge in den Straßen der Vorstadt Kastrades und überließ den Platz den spärlichen Spaziergängern, die noch durch ein geschäftliches Interesse oder aus Lust am Vergnügen auf der Esplanade zurückgehalten wurden.

Noch eine Stunde lang verweilte Nikolas Starkos, in tiefes Sinnen versunken,

auf dem großen Paradefelde, das jetzt so gut wie verödet lag. Aber Stille zog weder in sein Hirn noch in sein Herz. In seinen Augen leuchtete ein Feuer, das die Lider nicht zu verdecken vermochten. Sein Blick starrte, gleichsam zufolge unfreiwilliger Regung, in der Fahrtrichtung, die die hinter der verworrenen Inselmasse entschwindende Korvette genommen hatte.

Als es an der Sankt Spiridion-Kirche elf schlug, fiel es Nikolas Starkos ein, daß er sich an der Sanitätswache mit Skopelo hatte treffen wollen, und darum schritt er durch die Straßen des Stadtviertels, die zur neuen Feste hin führen. Bald war er auf dem Kai. Dort wartete Skopelo.

Der Kapitän der Sakolewa trat auf ihn zu.

"Eben ist die Korvette "Syphanta" in See gestochen!" sagte er.

"So?" machte Skopelo.

"Ja ... um auf Sakratif das Jagen zu eröffnen!"

"Die oder eine andere – was tut's?" lautete Skopelos' einfache Antwort, indem er mit der Hand auf die Gig wies, die sich am Treppenfuße auf den letzten Wellenschlägen der Kabelsee schaukelte.

Ein paar Minuten später legte das Boot an der "Karysta" an und mit den Worten: "Morgen zu Elisundo!" sprang Nikolas Starkos an Bord.

Siebentes Kapitel.

Der Unerwartete.

Am Tage darauf, gegen 10 Uhr vormittags, ging Nikolas Starkos an der Mole ans Land und begab sich zu dem Hause des Bankiers. Nicht zum erstenmale erschien er in diesem Kontor, vielmehr wurde er dort immer als ein Kunde empfangen, dessen Geschäfte nicht von der Hand zu weisen seien.

Elisundo kannte ihn jedoch; Elisundo mußte vieles aus seinem Leben wissen; Elisundo war es auch nicht fremd, daß er der Sohn jener Patriotin war, über die er einmal mit Henry d'Albaret gesprochen hatte. Sonst aber wußte niemand und konnte niemand wissen, wie es um den Kapitän der "Karysta" stand.

Nikolas Starkos wurde augenscheinlich erwartet, deshalb auch sogleich vorgelassen, als er sich meldete. Der vor 48 Stunden aus Arkadia eingelaufene Brief war nämlich von ihm. Der Bankier schloß, als Nikolas Starkos in seinem Privatkontor stand, der Vorsicht halber die Tür ab.

Nun standen die beiden Männer einander gegenüber.

Niemand würde sie stören, niemand würde hören können, was in diesem Zwiegespräch verlautete.

"Guten Tag, Elisundo," hub der Kapitän der "Karysta" an und ließ sich mit der Ungezwungenheit eines Menschen, der sich zu Hause fühlt, in einen Sessel fallen; "bald ein halbes Jahr ist es nun her, seit ich Sie zum letztenmal gesehen, wenn Sie auch öfter von mir gehört haben. Dicht an Korfu mochte ich doch nicht vorbeifahren, ohne auszusteigen und einen Händedruck mit Ihnen zu wechseln."

"Bloß um mich zu sehen oder um ein paar freundschaftliche Worte mit mir zu wechseln, sind Sie nicht hergekommen, Nikolas Starkos," versetzte der Bankier mit dumpfer Stimme – "was also ist Ihr Begehr?"

"Sieh da! sieh da!" rief der Kapitän, "daran erkenne ich meinen alten Freund Elisundo! Von Sentimentalität keine Spur! Geschäftsmann vom Scheitel bis zur Sohle. Es muß lange her sein, seit Sie Ihr Herz im geheimsten Geheimfach Ihres Geldschranks verschlossen – seit Sie den Schlüssel zu diesem Geheimfach verloren haben!"

"Wollen Sie mir sagen, was Sie herführt und warum Sie mir geschrieben haben?" fragte Elisundo wieder.

"Im Grunde haben Sie recht, Elisundo! Keine Gemeinplätze, keine Redensarten! Sprechen wir ernstlich! Es gibt für heute sehr wichtige Interessen zu erörtern – Interessen, die keinen Aufschub erleiden!"

"In Ihrem Schreiben sprechen Sie von zwei Geschäften," fuhr der Bankier fort: "einem, das in die Kategorie unserer gewohnten Beziehungen schlägt, und einem andern, das lediglich Ihre Person angeht."

"Sehr richtig, Elisundo!"

"Nun, dann reden Sie, Nikolas Starkos! ich möchte wissen. um was es sich bei den beiden Geschäften handelt."

Der Bankier war in seiner Ausdrucksweise, wie man sieht, sehr bestimmt: leider stand hiermit der dumpfe Ton, in welchem er sprach, nicht im Einklang; ganz augenscheinlich war es von den beiden Männern, die einander hier gegenüber standen, nicht der Bankier, welcher die Lage beherrschte. Kein Wunder, daß der Kapitän der "Karysta" so etwas wie ein Lächeln nicht verbergen konnte, von welchem indessen Elisundo, der die Augen zu Boden gesenkt hielt, nichts wahrnahm.

"Welche der beiden Fragen diskutieren wir zuerst?" fragte Starkos.

"Ich meine: zuerst die, welche Sie allein persönlich angeht," sagte der Bankier mit ziemlich großer Lebhaftigkeit.

"Wir fangen aber doch wohl besser mit der andern an," versetzte der Kapitän in scharfem, allen Widerspruch abschneidendem Tone.

"Meinetwegen, Nikolas Starkos! um was handelt es sich denn?"

"Um einen Gefangenentrupp, den wir in Arkadia übernehmen und nach der Insel Scarpanto schaffen sollen, von wo aus ich ihn an die Küste der Berberei hinüberbringen will: 237 Köpfe, Männer, Weiber und Kinder. Nun wissen Sie ja, Elisundo, aus unseren früheren Geschäften, daß die Türken ihre Ware bloß ausliefern gegen Bargeld oder gegen Tratten mit gutem Giro. Sie sollen mir also die Tratten girieren, Elisundo, und ich verlasse mich darauf, daß Sie mir den Gefallen tun werden, wenn ich Skopelo mit den Tratten sende. – Gilt das als abgemacht – wie?"

Der Bankier gab keine Antwort, aber sein Schweigen ließ sich bloß als ein Ja auf die Frage des Kapitäns auffassen: ließen ihm doch frühere Geschäfte gleicher Art kaum eine andere Wahl!

"Hinzusetzen muß ich," fuhr Nikolas Starkos mit Ungezwungenheit fort, "daß das Geschäft kein schlechtes sein dürfte. Die türkische Sache nimmt in Griechenland eine schlimme Wendung. Die Seeschlacht von Navarino dürfte, da sich die europäischen Mächte nun einmischen, für die Türken unheilvoll ausgehen. Müssen sie den Krieg einstellen, ist's aus mit Kriegsgefangenen, mit Sklavenschacher und Profit. Darum dürften sich für diese letzten Transporte, die man uns noch immer zu ziemlich günstigen Bedingungen läßt, an den Küsten von Afrika Liebhaber zu guten Preisen finden: Wir werden also bei diesem Geschäft mit Vorteil arbeiten, und Sie mit! – Ich darf mich also auf Ihr Giro

verlassen?"

"Ich werde Ihnen die Tratten diskontieren," erwiderte Elisundo, "brauche also dann nicht girieren."

"Ganz nach Wunsch, Elisundo," versetzte der Kapitän, "aber Ihr Giro würde uns genügt haben. Früher zögerten Sie nicht damit!"

"Früher ist nicht jetzt," erwiderte Elisundo; "jetzt habe ich andere Meinung über all diese Dinge!"

"Ei! was Sie sagen!" rief der Kapitän; "nun, ganz nach Wunsch, wie gesagt! Aber ist es denn wahr, daß Sie das Geschäft an den Nagel hängen wollen, wie ich von Leuten gehört habe?"

"Jawohl, Nikolas Starkos!" versetzte der Bankier mit festerer Stimme, "und zwischen uns beiden wird dieses Geschäft das letzte sein, das gemacht wird ... sofern Sie es noch machen wollen!"

"Freilich will ich es noch machen, Elisundo!" versetzte Nikolas Starkos schroff.

Dann stand er auf, ging ein paarmal durch das Kontor, aber ohne den Bankier aus den Augen zu lassen, deren Blick nicht eben freundlich oder gar wohlwollend war. Endlich trat er vor ihn hin und fragte spöttisch:

"Meister Elisundo! Sie sind also wohl schwer reich, wenn Sie daran denken, das Geschäft an den Nagel zu hängen?"

Der Bankier gab keine Antwort.

"Hm," machte der Kapitän, "was soll denn aus all den Millionen werden, die Sie verdient haben? mit in die andere Welt hinüber können Sie sie doch nicht nehmen! Wäre doch zu schwere Fracht für diese letzte Reise! An wen fallen sie, wenn Sie mal hinüber sind?"

Elisundo schwieg nach wie vor.

"An Ihre Tochter natürlich fallen sie," fuhr Nikolas Starkos fort, "an die schöne Hadschina Elisundo! die wird Erbin sein der Schätze ihres Vaters! was wäre auch rechter und billiger? Aber was soll sie damit anfangen? allein im Leben, im Besitze von soviel Millionen?"

Nicht ohne Anstrengung richtete der Bankier sich auf und stieß rasch, wie jemand, der ein Geständnis macht, das ihm schwer wird, die Worte hervor:

"Allein stehen im Leben wird meine Tochter nicht!"

"So? also verheiraten wollen Sie das Mädel?" versetzte der Kapitän; "und mit wem, bitte? wer wird Hadschina Elisundo nehmen wollen, sobald er weiß, woher das Vermögen ihres Vaters zum größten Teile stammt? ja ich möchte fragen: wem wird Hadschina Elisundo die Hand zu reichen wagen, sobald sie das erfährt?"

"Wie soll sie das erfahren?" versetzte der Bankier; "bis jetzt weiß sie nichts,

und wer wird's ihr sagen?"

"Ich, wenn's sein muß!"

"Sie?"

"Ich! Hören Sie mich an, Elisundo, und rechnen Sie mit meinen Worten," versetzte der Kapitän der "Karysta" mit berechneter Unverschämtheit, "denn ich werde auf meine heutigen Worte nicht wieder zurückkommen. Dieses ungeheure Vermögen rührt vornehmlich her von mir, von den Geschäften, die wir zusammen gemacht haben und bei denen ich Kopf und Kragen riskiert habe! Nur durch den Handel mit geraubtem Gut, nur durch den Einkauf und Verkauf Kriegsgefangener während des Unabhängigkeitskrieges haben Sie diese Gewinne aufgestapelt, deren Summe sich auf Millionen beläuft! Nun meine ich, daß es nur gerecht sein dürfte, wenn diese Millionen wieder an mich fielen. Vorurteile kenne ich nicht, das ist Ihnen nicht fremd; ich kümmere mich also nicht darum, woher Ihr Vermögen rührt. Sobald der Krieg aus ist, werde auch ich mich von den Geschäften zurückziehen. Aber ich mag nicht allein im Leben dastehen und rechne darauf, – verstehen Sie recht: ich rechne darauf – daß Hadschina Elisundo das Weib von Nikolas Starkos wird!"

Der Bankier sank in seinen Sessel zurück. Er fühlte recht gut, daß er sich in dieses Mannes Händen befand, dessen Helfershelfer er seit langen Jahren war. Er wußte, daß dieser Mann vor nichts zurückschrecken würde, um zum Ziele zu gelangen. Er zweifelte keine Sekunde, daß der Kapitän der Mann wäre, nötigenfalls die ganze Vergangenheit des Bankhauses bloßzulegen.

Dem Bankier blieb als Ablehnung dieser Zumutung aus Nikolas Starkos' Munde, auf die Gefahr hin, einen Auftritt hervorzurufen, bloß eine Antwort übrig, und diese Antwort gab er nicht ohne einiges Zaudern.

"Meine Tochter kann Ihre Frau nicht werden, Nikolas Starkos, weil sie die Frau eines andern Mannes werden muß!"

"Eines andern Mannes?" schrie Nikolas Starkos. "Na, wahrhaftig! da bin ich ja gerade zurecht gekommen! So so! die Tochter des Bankiers Elisundo vermählt sich ...?"

"Binnen heut und fünf Tagen."

"Und wen heiratet sie?" fragte der Kapitän der "Karysta", dessen Stimme vor Zorn bebte.

"Mit einem fränkischen Offizier!"

"Mit einem Franken? mit einem fränkischen Offizier?" wiederholte der Kapitän der "Karysta" – "so so! wohl mit solchem Philhellenen, deren wir mehr als genug im Lande haben?"

"Ja."

"Sein Name?"

"Kapitän Henry d'Albaret."

"Hm, Meister Elisundo," fuhr Nikolas Starkos fort, dicht an den Bankier herantretend, und ihm während der ganzen Zeit scharf in die Augen sehend, "ich sage Ihnen nochmals: sobald dieser Herr Henry d'Albaret weiß, was für ein Herr Sie sind, wird er sich schön bedanken für Ihre Tochter, und wenn Ihre Tochter weiß, aus welcher Quelle das Vermögen ihres Vaters stammt, wird sie nicht mehr daran denken, die Frau dieses Herrn Henry d'Albaret zu werden! Wenn Sie also dieses Verlöbnis nicht heute auflösen, wird es sich morgen von selber auflösen ... denn morgen werden Braut und Bräutigam wissen, wie alles steht ... jawohl! jawohl! sie sollen's wissen! Mord und Brand! ich müßte nicht Nikolas Starkos sein!"

Der Bankier richtete sich nochmals auf. Starr sah er dem Kapitän der "Karysta" ins Auge, und dann sprach er, mit einer Verzweiflung, über die keine Täuschung möglich war:

"Es sei! ... ich bringe mich um, Nikolas Starkos, um nicht länger eine Schande zu sein für mein Kind!"

"Das werden Sie in Zukunft bleiben," erwiderte der Kapitän, "wie Sie es zur Zeit sind! denn durch Ihren Tod werden Sie nicht austilgen, daß Elisundo der Bankhalter der Seeräuber im Archipel war!"

Niedergeschmettert sank Elisundo zurück – außer stande, zu antworten, als der Kapitän hinzusetzte:

"Und darum, Elisundo, wird Hadschina die Frau nicht dieses Henry d'Albaret, sondern von Nikolas Starkos werden!"

Noch eine halbe Stunde lang währte dieses Zwiegespräch unter Bitten von der einen und Drohungen von der andern Seite. Ganz ohne Frage! um Liebe handelte es sich nicht bei Nikolas Starkos, wenn er Elisundos Tochter zum Weibe begehrte, sondern einzig und allein um den Besitz der Millionen. Nach ihnen trachtete er, und kein Grund, kein Vorhalt vermochte ihn von diesem Ziele abzubringen.

Hadschina hatte nichts gehört von jenem Schreiben, das die Ankunft des Kapitäns der "Karysta" meldete; aber seit dem Tage, da dies geschehen war, war ihr Vater ihr trauriger, finsterer als sonst erschienen, ganz so, wie wenn ihn eine heimliche Sorge bedrückte. Kein Wunder, daß sie sich einer noch lebhafteren Unruhe nicht zu erwehren vermochte, als sich Nikolas Starkos im Bankhause einfand. Sie hatte den Mann während der letzten Kriegsjahre öfter bei ihrem Vater gesehen, kannte ihn also; er hatte ihr immer einen Abscheu eingeflößt, über den sie sich Rechenschaft nicht geben konnte. Er maß sie, wie es schien, mit Blicken, die ihr wohl oder übel mißfallen mußten, obgleich er immer nur Worte ohne Belang an sie gerichtet hatte, wie schließlich jeder andere Kunde der

Firma auch. Aber dem jungen Mädchen war es nicht entgangen, daß ihr Vater immer, wenn dieser Mann dagewesen war, und immer eine ganze Zeitlang, in eine niedergedrückte Stimmung verfiel. Daher ihre Abneigung gegen Nikolas Starkos, für die bis zur Zeit wenigstens ein gerechter Grund nicht vorhanden war.

Hadschina Elisundo hatte mit Henry d'Albaret noch kein Wort über diesen Mann gesprochen. Was ihn mit dem Bankhause verknüpfte, konnten ja doch bloß Angelegenheiten geschäftlicher Natur sein. Hierüber wußte sie nun aber so gut wie gar nicht Bescheid, und über solche Dinge wurde zwischen ihnen niemals gesprochen. Der junge Offizier hatte also keine Ahnung von den Beziehungen, die einesteils zwischen Nikolas Starkos und dem Bankier, anderteils zwischen Nikolas Starkos und jener tapfern Griechin vorhanden waren, der er in dem Treffen von Chaidari das Leben gerettet hatte und die er lediglich unter dem Namen Andronika kannte.

Wie aber Hadschina, so hatte auch Xaris wiederholt Gelegenheit gehabt, Nikolas Starkos im Kontore der Strada Reale zu sehen, und zu begrüßen. Auch er fühlte Widerwillen gegen diesen Mann, ganz wie das junge Mädchen. Bloß äußerten sich bei dem entschlossenen, kräftigen Manne diese Empfindungen wesentlich anders als bei ihr. Ging Hadschina jeder Gelegenheit, ihm zu begegnen, beflissen aus dem Wege, so suchte Xaris solche Gelegenheit weit lieber auf, in der Absicht – wie er sich manchmal äußerte – "ihm, sobald es sich machen ließe, die Rippen zu brechen".

"Ein Recht dazu habe ich ja offenbar nicht," dachte er bei sich, "vielleicht findet sich das aber noch!"

Aus alledem leuchtet hervor, daß der letzte Besuch des Kapitäns der "Karysta" im Kontor des Bankiers Elisundo weder von Xaris noch von dem jungen Mädchen mit Freude wahrgenommen wurde. Kein Wunder, daß sie es beide als eine Erleichterung empfanden, als Nikolas Starkos nach einem Zwiegespräch, über dessen Natur nichts verlautete, das Haus verlassen und den Weg zum Hafen hinunter eingeschlagen hatte.

Eine Stunde lang blieb Elisundo in seinem Kontor. Nicht einmal, daß er sich bewegt hätte! Aber seine Weisungen in dieser Hinsicht waren streng: weder seine Tochter, noch Xaris durften sein Kontor betreten, ohne daß sie gerufen wurden. Da nun aber der Besuch diesmal lange gedauert hatte, war natürlicherweise ihre Besorgnis nach Maßgabe der verflossenen Zeit gestiegen.

Plötzlich klingelte der Bankier – aber es hörte sich an, als hätte eine recht schwache, unsichere Hand die Klingel gerührt.

Xaris eilte zur Kontortür, die nicht mehr von innen verschlossen war, und stand dem Bankier gegenüber, der noch immer in seinem Sessel saß in halb

gedrückter Haltung, und ganz so aussah wie jemand, der einen schweren Kampf mit sich geführt habe. Er hob den Kopf, sah Xaris an, als ob er Mühe hätte, ihn zu erkennen, strich sich mit der Hand über die Stirn und fragte:

"Hadschina?"

Xaris nickte und ging hinaus. Kurz nachher befand sich das junge Mädchen bei ihrem Vater. Sogleich richtete dieser, ohne alle Einleitung, aber mit gesenkten Blicken und mit einer durch die Erregung stark veränderten Stimme, die Worte an sie:

"Hadschina ... aus der Heirat mit dem Kapitän Henry d'Albaret ... kann nichts ... kann nichts werden!"

"Was sagst du, Vater?" rief das junge Mädchen, von diesem unvermuteten Schlag mitten ins Herz getroffen.

"Es geht nicht, Hadschina ... es geht nicht!" wiederholte Elisundo. "Es kann nichts draus werden!"

"Vater, wirst du mir sagen, warum du dein Wort zurücknimmst, das du ihm und mir gegeben?" fragte das junge Mädchen; "du weißt, es ist meine Gewohnheit nicht, darüber zu rechten, was du als deinen Willen erklärt hast, und auch heute wird das geschehen, gleichviel wie du entscheidest! ... Aber wirst du mir den Grund sagen, weshalb ich auf die Heirat mit Henry d'Albaret verzichten muß?"

"Weil es sein muß, Hadschina! weil du das Weib eines andern werden mußt!" murmelte Elisundo.

So leise er auch gesprochen hatte, das Mädchen hatte doch verstanden.

"Eines andern!" wiederholte sie, von diesem zweiten Schlage nicht minder grausam getroffen als von dem ersten ... "und dieser andere ... wer ist das?"

"Kapitän Starkos!"

"Den Menschen? ... den?"

Unwillkürlich entschlüpften diese paar Worte Hadschinas Lippen. Sie mußte sich am Tische festhalten, um nicht umzusinken.

Dann rief sie, in einer letzten Aufwallung gegen diese Entschließung sich wehrend:

"Vater, in diesem Befehle, den du mir wohl gar wider Willen gibst, liegt etwas mir Unerklärliches! liegt ein Geheimnis versteckt, das du mir nicht sagen magst!"

"Frage mich nicht!" schrie Elisundo, "frage mich nichts!"

"Nichts fragen soll ich? ... Vater! Vater! ... Nun, es sei ... Aber wenn ich auch, dir gehorsam, verzichten kann darauf, Henry d'Albarets Frau zu werden, so kann ich doch, und müßte ich daran sterben, Nikolas Starkos zum Manne nicht nehmen! ... Das würdest du nicht wollen."

"Es muß sein, Hadschina!" wiederholte Elisundo.

"Mein Glück steht auf dem Spiele!" rief das junge Mädchen.

"Und meine Ehre!"

"Kann Elisundos Ehre abhängig sein von einem andern als ihm selber?" fragte Hadschina.

"Ja! ... von einem andern ... und dieser andere .. ist Nikolas Starkos!"

Als diese Worte den Weg über seine Lippen gefunden hatten, stand der Bankier auf, mit geisterhaftem Blick, mit verzerrtem Gesicht, ganz so, als ob er einen Schlaganfall gehabt hätte.

Vor diesem Bilde fand Hadschina all ihre Seelenstärke wieder ... und Seelenstärke brauchte sie, fürwahr! um von dem Vater zu gehen mit den Worten:

"Es sei, Vater! ... ich will dir gehorchen!"

Ihr Leben war gebrochen auf ewig, aber sie hatte begriffen, daß es sich hier um irgend ein furchtbares Geheimnis in dem Verhältnis des Bankiers zum Kapitän der "Karysta" handeln müsse ... sie hatte begriffen, daß sich ihr Vater in den Händen dieses abscheulichen Menschen befand ... sie beugte sich ... sie brachte sich zum Opfer! ... die Ehre ihres Vaters erheischte dieses Opfer!

Xaris fing das einer Ohnmacht nahe junge Mädchen in den Armen auf und trug sie in ihr Zimmer. Dort erfuhr er alles von ihr, was sich zugetragen, in welchen Verzicht sie gewilligt hatte ... Kein Wunder, daß sich der Haß, den er gegen Nikolas Starkos im Herzen trug, verzehnfachte.

Eine Stunde darauf trat Henry d'Albaret seiner Gewohnheit gemäß in das Bankhaus. Eine Dienstfrau beschied ihn, Hadschina Elisundo sei nicht zu sprechen. Er fragte nach dem Bankier: der Bankier könne ihn nicht vorlassen. Er fragte nach Xaris: derselbe sei nicht im Kontor.

Aufs höchste beunruhigt, kehrte Henry d'Albaret ins Hotel zurück. Solcher Bescheid war ihm noch niemals erteilt worden. Er nahm sich vor, gegen Abend nochmals vorzusprechen, und wartete in Seelenangst.

Um 6 Uhr wurde im Hotel ein Brief für ihn abgegeben. Er sah die Adresse an: er erkannte, daß sie von Elisundo selber geschrieben war. Der Brief enthielt nur die wenigen Zeilen:

> "Herr Henry d'Albaret wird ersucht, das zwischen ihm und der Tochter des Bankiers Elisundo geplante Heiratsprojekt fallen zu lassen. Aus Gründen, die mit ihm selber nicht das geringste zu tun haben, kann diese Verheiratung nicht stattfinden. Herr Henry d'Albaret wird deshalb gut tun, seine Besuche im Bankhause hinfort zu unterlassen.
>
> Elisundo."

Im ersten Moment verstand der junge Offizier kein Wort von dem, was er gelesen hatte. Dann las er den Brief noch einmal ... er war wie vom Donner

gerührt. Was war bei Elisundo vorgegangen? Weshalb solche Abfertigung? Noch tagsvorher war er dort gewesen und hatte gesehen, wie rege die Zurüstungen zur Hochzeit betrieben wurden; der Bankier hatte mit ihm verkehrt wie immer; nichts an dem jungen Mädchen hatte solche Veränderung ihm gegenüber ahnen lassen! –

"Aber der Brief ist ja auch nicht mit Hadschina unterzeichnet!" sprach er bei sich; "sondern mit Elisundo! ... Nein, Hadschina hat nicht gewußt und weiß nicht, was ihr Vater mir schreibt ... ohne ihr Wissen hat er seine Absichten geändert! Warum? ich habe doch keinen Anlaß dazu gegeben! ... Ha! ich muß wissen, welcher Natur das Hindernis ist, welches sich zwischen das Mädchen und mich gestellt hat!" und da er im Hause des Bankiers keinen Zutritt fand, schrieb er an den Bankier und bat um Bekanntgabe der Gründe, weshalb er diese Hochzeit, die sozusagen vor der Tür gestanden, rückgängig gemacht habe, mit dem Bemerken, daß er ein unbedingtes Recht habe, dieselben kennen zu lernen.

Sein Brief blieb ohne Antwort. Er schrieb einen zweiten, dritten, vierten: ganz das gleiche Schweigen!

Nun wandte er sich an Hadschina selber, beschwor sie im Namen ihrer Liebe, ihm Antwort zu geben, und wenn sie ihm auch nur sollte schreiben können, daß jedes Wiedersehen ausgeschlossen sei.

Dem jungen Mädchen war sein Brief, allem Anschein nach, nicht in die Hände gekommen. Zum wenigsten mußte das Henry d'Albaret annehmen. Kannte er doch ihren Charakter genug, um recht gut zu wissen, daß sie ihm Antwort gegeben haben würde.

Nun suchte der junge Offizier in seiner Verzweiflung, Xaris zu treffen. Er wich nicht mehr von der Strada Reale. Ganze Stunden lang streifte er um das Haus des Bankiers herum. Umsonst: Xaris, vielleicht den Befehlen des Bankiers, vielleicht auch der Bitte des Mädchens gehorsam, setzte keinen Fuß mehr aus dem Hause.

So verstrichen über vergeblichen Bemühungen der 24. und der 25. Oktober. Unter unsäglicher Angst meinte Henry d'Albaret, die äußerste Grenze des Herzeleids erreicht zu haben.

Er irrte sich.

Am 26. kam eine Neuigkeit in Umlauf, die ihn mit einem noch schrecklicheren Schlage treffen sollte.

Nicht bloß sein Verlöbnis mit Hadschina Elisundo war gebrochen – eine Tatsache, die nun die ganze Stadt wußte – sondern Hadschina Elisundo ging ein Verlöbnis ein mit einem andern!

Henry d'Albaret war, als ihm diese Kunde zu Ohren kam, vernichtet – ein anderer sollte Hadschinas Gatte sein!

"Ich muß wissen, wer es ist!" schrie er; "sei wer es sei, ich will ihn kennen! ... ich werde den Weg zu ihm finden! ... will mit ihm reden! ... und Rede und Antwort soll er mir stehen!"

Es sollte nicht lange dauern, bis der junge Offizier den Namen seines Nebenbuhlers erfuhr. Ja er sah ihn in das Bankhaus gehen; er wartete, bis er herauskam; er ging ihm hinterdrein; er spähte ihm nach bis zum Hafen, wo am Fuße der Mole die Gig seiner wartete; er sah ihn zur Sakolewa hinüber fahren, die eine halbe Meile weit in offener See vor Anker lag.

Nikolas Starkos war es, der Kapitän der "Karysta"!

Das trug sich am 27. Oktober zu. Genaue Erkundigungen, die Henry d'Albaret einziehen konnte, ergaben, daß die Hochzeit von Nikolas Starkos und Hadschina Elisundo in allerehester Zeit stattfinden solle, denn die Vorbereitungen würden mit aller Hast betrieben. Die Trauung wurde auf den 30. laufenden Monats, also auf den gleichen Tag festgesetzt, an welchem Henrys Trauung mit Hadschina hatte stattfinden sollen. Bloß sollte nicht er, sondern dieser Schiffskapitän der Bräutigam sein, von dem niemand wußte, woher er kam, wohin er ging!

Kein Wunder, daß Henry d'Albaret, in einen Grimm verfallen, dessen er nicht Herr zu werden vermochte, willens war, Nikolas Starkos herauszufordern, und müßte er ihn von den Stufen des Altars reißen! Erschlug nicht er ihn, so würde ihm doch dieses Schicksal winken und dann würde es aus sein mit diesem unerträglichen Dasein!

Umsonst sagte er sich, daß diese Heirat, wenn sie stattfände, doch mit Elisundos Einwilligung stattfände! Umsonst sagte er sich, daß doch derjenige, der über Hadschinas Hand verfügte, ihr Vater sei!

"Ja! aber wider ihren Willen geht dies alles vor sich! ... sie erliegt einem Zwange, der sie an diesen Menschen liefert ... sie bringt sich zum Opfer!"

Im Laufe des 28. Oktobers versuchte Henry d'Albaret, Nikolas Starkos zu treffen. Er lauerte ihm am Hafen auf, an der Anlande, an der Tür zum Kontor. Umsonst. Und in zwei Tagen sollte diese schändliche Hochzeit stattfinden – in zwei Tagen, an denen der junge Offizier nichts unversucht ließ, zu dem jungen Mädchen zu gelangen oder Nikolas Starkos Auge in Auge gegenüber zu stehen.

Aber am 29., gegen 6 Uhr abends, vollzog sich ein unvermutetes Ereignis, das die Lösung des Knotens beschleunigen sollte ... am Nachmittag kam das Gerücht in Umlauf, der Bankier sei von einem Gehirnschlag getroffen worden!

Und das Gerücht fand Bestätigung: zwei Stunden später war Elisundo eine Leiche.

Achtes Kapitel.

Zwanzig Millionen Einsatz.

Welche Folgen dieses jüngste Ereignis zeitigen würde, hätte noch niemand zu ermessen vermocht. Henry d'Albaret mußte ganz natürlich, als er die Neuigkeit hörte, die Meinung haben, diese Folgen könnten nur günstig für ihn sein. Jedesfalls erlitt Hadschinas Vermählung Aufschub, und wenn auch anzunehmen war, daß sie von tiefem Schmerz überwältigt sein mußte, zögerte der Offizier doch nicht, im Hause der Strada Reale vorzusprechen. Aber weder Hadschina noch Xaris konnte er sprechen. Es blieb ihm also nichts übrig, als zu warten.

"Wenn sich Hadschina," so dachte er, "dem Wunsche des Vaters opferte, als sie diesem Starkos ihr Wort gab, so wird jetzt, nachdem ihr Vater tot ist, aus dieser Heirat nichts mehr werden!"

Dieser Gedankengang war richtig: er ergab die ganz natürliche Folgerung, daß, wenn sich Henry d'Albarets Chancen verbessert hatten, sich Nikolas Starkos' Chancen um eben soviel verschlechtert hatten. Es wird also niemand Wunder nehmen, daß am nächsten Morgen an Bord der Sakolewa zwischen Skopelo und seinem Kapitän eine Unterredung hierüber gepflogen wurde, die von dem ersteren ausging, denn er hatte die Neuigkeit in der Stadt vernommen und bei seiner Rückkehr gegen 6 Uhr morgens mit an Bord gebracht.

Man hätte wohl annehmen dürfen, daß sich Nikolas Starkos bei den ersten Worten aus Skopelos Munde vor Zorn nicht kennen würde. Dem war aber nicht so, denn der Kapitän wußte sich zu beherrschen und war kein Freund davon, gegen Tatsachen, die sich nicht ändern ließen, Kräfte zu vergeuden.

"So so! Elisundo ist also tot?" fragte er bloß.

"Ja! ... Elisundo ist tot!"

"Etwa Selbstmord?" setzte er halblaut, wie im Selbstgespräch mit sich, hinzu.

"Nein," versetzte Skopelo, der den Gedanken des Kapitäns gehört hatte, "nein! Die Aerzte haben festgestellt, daß Bankier Elisundo von einem Schlaganfall ..."

"Hingeschmettert worden?"

"So ungefähr! er hat auf der Stelle das Bewußtsein verloren und vor seinem Tode kein Wort mehr sprechen können."

"Kein Schade, daß es so gekommen ist, Skopelo!"

"Ohne Widerrede, Kapitän! besonders insofern nicht, als die Transaktion mit Arkadia schon in Ordnung war ..."

"Völlig in Ordnung," antwortete Nikolas Starkos; "unsere Tratten sind diskontiert worden, so daß du den Gefangenentransport gegen bare Kasse übernehmen kannst."

"Ei, Mord und Brand, Kapitän," rief der Leutnant, "das war aber die höchste Zeit! Wie steht's denn aber mit der zweiten Affaire, wenn die erste im Lote ist?"

"Mit der zweiten?" versetzte gelassen Nikolas Starkos; "hm, die wird verlaufen, wie sie verlaufen sollte; Hadschina Elisundo wird ihrem Vater im Tode ganz ebenso gehorchen, wie sie ihm im Leben gehorcht haben würde, und aus den nämlichen Gründen!"

"Also liegt es nicht in Eurer Absicht, Kapitän," fragte Skopelo weiter, "die Sache fallen zu lassen?"

"Fallen lassen? die Sache fallen lassen?" rief Nikolas Starkos in einem Tone, der seinen festen Willen, jedes Hindernis zu zermalmen, verriet. "Sprich doch, Skopelo, meinst du, es gäbe auf der Welt einen Menschen, einen einzigen, der die Hand von selber schlösse, wenn er sie bloß aufzumachen braucht, damit ihm zwanzig Millionen hineinfallen?"

"Zwanzig Millionen!" wiederholte Skopelo, indem er lächelnd den Kopf wiegte; "freilich! auf reichlich zwanzig Millionen hatte ich das Vermögen unsers alten Freundes Elisundo geschätzt!"

"Runde schöne Summe das! in guten Werten," versetzte Nikolas Starkos, "die sich ohne Verzug versilbern lassen werden ..."

"Sobald Ihr sie im Besitze haben werdet, Kapitän; denn zunächst fällt doch dies ganze Vermögen an die schöne Hadschina!"

"Die mir zufallen wird! mir! Sei ohne Furcht, Skopelo! mit einem einzigen Worte kann ich die Ehre des Bankiers vernichten, und seine Tochter wird nach seinem Tode wie zu seinen Lebzeiten diese Ehre höher schätzen als sein Vermögen! Aber ich werde nichts sagen, und werde nichts zu sagen haben! den Druck, den ich auf ihren Vater übte, werde ich immer auf sie ausüben! Diese zwanzig Millionen wird sie mit Freuden ihrem Nikolas Starkos als Mitgift in die Ehe bringen, und wenn du Zweifel hierin setzest, Skopelo, nun! so kennst du den Kapitän der "Karysta" nicht!"

Nikolas Starkos sprach mit solcher Zuversicht, daß sein Leutnant, so wenig er sonst zu Illusionen neigte, die Meinung gewann, daß der Vorfall vom gestrigen Abend den Verlauf der Angelegenheit nicht hindern würde. Höchstens verschleppen, sonst aber nichts weiter!

Wie lange die Angelegenheit verschleppt werden könnte, das allein war die Frage, die Skopelo und auch Nikolas Starkos beschäftigte, obwohl der letztere

auch solche Möglichkeit nicht recht zugeben mochte. Am andern Tage versäumte er nicht, dem Begräbnis des reichen Bankiers beizuwohnen, das in sehr einfacher Weise stattfand und dem nur eine geringe Anzahl Leidtragender beiwohnte. Bei diesem Anlaß war er mit Henry d'Albaret zusammengetroffen, aber nur einige Blicke waren zwischen ihnen gewechselt worden – nichts weiter!

Während der ersten fünf Tage nach Elisundos Tode versuchte der Kapitän der "Karysta" umsonst, bis zu dem jungen Mädchen zu dringen. Die Kontortür blieb für jedermann geschlossen. Es schien, als sei das Bankhaus zusammen mit dem Bankier verschieden.

Uebrigens war Henry d'Albaret nicht glücklicher als Nikolas Starkos. Er konnte sich weder persönlich noch schriftlich mit Hadschina in Verbindung setzen; und schon stellte er sich die Frage, ob das junge Mädchen nicht etwa schon unter Xaris Schutze, der sich auch kein einzigesmal sehen ließ, Korfu verlassen habe.

Weit entfernt, seine Pläne fallen zu lassen, gefiel es dem Kapitän der "Karysta", sich in den Gedanken zu wiegen, daß ihre Verwirklichung sich eben nur verschleppe. Zufolge seiner Reden, zufolge Skopelos Maßnahmen, zufolge der Gerüchte, die dieser absichtlich verstreute, war die Heirat zwischen Nikolas Starkos und Hadschina Elisundo für niemand Gegenstand des Zweifels. Es mußte bloß solange gewartet werden, bis die Trauerzeit vorbei sei, vielleicht auch noch, bis die finanzielle Lage der Firma völlig ins Reine gebracht sei.

Daß das von dem Bankier hinterlassene Vermögen sich auf eine ungeheure Ziffer belief, war in ganz Korfu bekannt. Natürlich stieg es durch die Klatschbasen im Viertel und durch die Gerüchte in der Stadt schnell um das fünffache. Ja wirklich! es wurde behauptet, Elisundo hinterlasse nicht weniger als hundert Millionen. War das eine reiche Erbin, diese junge schöne Hadschina! und war das ein glücklicher Mann, dieser Nikolas Starkos, dem ihre Hand versprochen war! In ganz Korfu wurde von nichts anderm mehr gesprochen, und in seinen beiden Vorstädten bis hinaus in die fernsten Dörfer der Insel nicht minder! Sicher traf es ja zu, daß Elisundo ein ungeheures Vermögen hinterließ, nahezu zwanzig Millionen, und zwar, wie Nikolas Starkos und Skopelo in ihrer letzten Unterredung ganz richtig gesagt hatten, in sichern, leicht realisierbaren Wertpapieren, nicht in Liegenschaften.

Das stellte während der ersten Tage nach des Bankiers Ableben Hadschina Elisundo fest; das stellte im Verein mit ihr Xaris fest. Aber was ihnen auch nicht verschlossen blieb, das war der Ursprung dieses Riesenvermögens, das waren die Quellen, aus denen es geflossen war. Xaris besaß in der Tat von Bankgeschäften Uebung genug, um sich über die Vergangenheit des Bank-Kontors Elisundo ein genaues Bild zu machen, sobald er die Handelsbücher und

Papiere zur Verfügung hatte. Zweifelsohne mochte es Elisundos Absicht gewesen sein, sie später zu vernichten, aber der Tod hatte ihn überrascht. Bücher und Papiere waren da. Bücher und Papiere sprachen Bücher für sich.

Jetzt wußten Hadschina und Xaris nur zu genau, woher diese Millionen geflossen waren! auf wieviel schmählichen Geschäften, auf wieviel Jammer und Elend all dieser Reichtum beruhte, brauchte ihnen nun niemand mehr zu sagen. Zufolgedessen also hielt Nikolas Starkos den Bankier in seiner Gewalt! Der Bankier war des Kapitäns Helfershelfer! mit einem einzigen Worte konnte er ihn ehrlos machen! Zog er es dann vor zu verschwinden, so wäre es niemand möglich gewesen, seine Spuren wieder aufzufinden! und das Stillschweigen dieses Menschen hatte der Vater dadurch erkaufen müssen, daß er ihm die Tochter zur Ehe versprach!

"Der Schurke! ... der Schurke!" rief Xaris.

"Schweig!" verwies ihm Hadschina die Rede.

Und Xaris schwieg, denn er fühlte recht gut, daß seine Worte über Nikolas Starkos hinaus nicht reichen würden.

Indessen mußte die Situation über kurz oder lang ihre Lösung finden. Zudem war ja Hadschina Elisundo selber unendlich viel daran gelegen, im Interesse aller, daß diese Lösung schnell erfolgte.

Am sechsten Tage nach Elisundos Tode, gegen 7 Uhr abends, war Nikolas Starkos ersucht worden, sich nach dem Bankhause zu bemühen. An der Treppe der Mole wurde er von Xaris erwartet.

Daß ihm diese Mitteilung in sonderlich liebenswürdigem Tone gemacht worden wäre, möchte sich nicht wohl sagen lassen. Der Ton, in welchem Xaris sprach, war nichts weniger als einladend und seine Stimme nichts weniger als sanft, als er den Kapitän der "Karysta" anredete. Aber dieser war nicht der Mann, sich durch solche Kleinigkeit irritieren zu lassen. Er folgte Xaris zum Kontor, woselbst er sofort Zutritt fand.

Für die Nachbarsleute, die Nikolas Starkos den Fuß in das Bankhaus setzen sahen, das bislang so hartnäckig fest verschlossen geblieben war, gab es nun keinen Zweifel mehr, daß sich die Chancen zu seinen Gunsten gestaltet hätten.

Nikolas Starkos traf Hadschina Elisundo im Kontor ihres Vaters. Sie saß vor dem Schreibtisch, auf welchem eine Menge Papiere und Schriftstücke umherlagen. Der Kapitän begriff, daß sich das Mädchen Einblick in die Geschäfte der Firma verschafft haben müsse, und er befand sich nicht im Irrtum. Aber waren ihr die Beziehungen bekannt geworden, die der Bankier mit den Piraten des Archipels unterhalten hatte? Diese Frage stellte sich der Kapitän der "Karysta".

Als derselbe eintrat, erhob sich Hadschina Elisundo – was sie der

Verpflichtung überhob, ihm einen Stuhl anzubieten – und winkte Xaris, sie mit dem Besucher allein zu lassen. Sie ging in Trauer. Ihr ernstes Gesicht, ihre von schlaflosen Nächten müden Augen wiesen in ihrer ganzen Erscheinung auf eine große physische Abspannung, nicht aber auf seelische Ermüdung. In dieser Unterredung, die für beide so ernste Folgen herbeiführen sollte, durfte die Ruhe sie nicht einen einzigen Augenblick verlassen.

"Hier bin ich, Hadschina Elisundo," sagte der Kapitän, "und stehe zu Ihrem Befehl. Warum haben Sie mich rufen lassen?"

"Aus zweierlei Gründen, Nikolas Starkos," versetzte das junge Mädchen, die gerade auf ihr Ziel zusteuern wollte. "Vorerst muß ich Ihnen sagen, daß das mir von meinem Vater, wie Sie ja recht gut wissen, auferlegte Heiratsprojekt als zwischen uns aufgelöst zu betrachten ist."

"Und ich," versetzte hierauf Nikolas Starkos mit Kälte, "werde mir an der Antwort genügen lassen, daß Hadschina Elisundo, wenn sie so spricht, wohl an die Folgen ihrer Worte nicht gedacht haben würde."

"Ich habe reiflich überlegt," antwortete das junge Mädchen, "und Sie werden begreifen, daß mein Entschluß unwiderruflich sein muß, da ich über die Natur der Geschäfte, die das Bankhaus Elisundo mit Ihnen und den Ihrigen, Nikolas Starkos, geführt hat, keiner Aufklärung mehr bedarf."

Nicht ohne lebhaftes Mißbehagen nahm der Kapitän der "Karysta" diese sehr klare und deutliche Antwort des jungen Mädchens hin. Ganz sicher war er darauf gefaßt gewesen, daß ihm Hadschina Elisundo in aller Form den Abschied geben würde, aber er baute ebenso darauf, ihren Widerstand dadurch zu brechen, daß er ihr sagen wollte, was ihr Vater gewesen war und welche Beziehungen zwischen ihrem Vater und ihm bestanden hatten. Nun wußte sie aber dies alles. Mithin zerbrach eine Waffe, seine beste vielleicht, ihm in der Hand. Immerhin hielt er sich nicht für entwaffnet und versetzte in leicht ironischem Tone:

"So? Sie haben Kenntnis von den Geschäften des Hauses Elisundo und führen trotzdem solche Sprache?"

"Ich führe solche Sprache, Nikolas Starkos, und werde solche Sprache immer führen, weil es meine Pflicht ist, sie zu führen!"

"Soll ich also glauben," erwiderte Nikolas Starkos, "daß Kapitän Henry d'Albaret ..."

"Lassen Sie den Namen Henry d'Albaret bei dieser ganzen Sache beiseite!" versetzte Hadschina lebhaft. Dann aber gewann sie die Herrschaft wieder über sich und setzte, um jede Möglichkeit einer weitern Herausforderung abzuschneiden, kalt und ruhig hinzu: "Sie wissen recht gut, Nikolas Starkos, daß Kapitän d'Albaret sich niemals dazu verstehen wird, eine eheliche Verbindung mit der Tochter des Bankiers Elisundo einzugehen."

"Schwer dürfte das sein."

"Aber ehrenhaft wird es sein!"

"Und warum?"

"Weil niemand eine Erbin heiratet, deren Vater der Bankhalter von Seeräubern gewesen ist. Nein! kein Mann von Ehre kann ein Vermögen nehmen, das auf so schändliche Weise erworben worden."

"Aber mir scheint," versetzte Nikolas Starkos, "als redeten wir da von Dingen, die der Frage, um deren Lösung es sich handelt, absolut fremd sind?"

"Diese Frage ist gelöst!"

"Erlauben Sie mir die Bemerkung hierzu, daß Hadschina Elisundo den Kapitän Starkos, nicht den Kapitän d'Albaret heiraten sollte. Der Tod ihres Vaters dürfte ihre Absichten so wenig verändert haben, wie er die meinigen verändert hat."

"Ich gehorchte meinem Vater," erwiderte Hadschina, "gehorchte ihm, ohne die geringste Kenntnis der Beweggründe, die ihn dazu nötigten, mich zu opfern. Jetzt weiß ich, daß ich durch meinen Gehorsam seine Ehre rettete."

"Nun also, wenn Sie wissen ..." erwiderte Nikolas Starkos.

"Ich weiß," versetzte Hadschina, ihm das Wort abschneidend, "ich weiß, daß Sie, sein Mitschuldiger, ihn in diese schmählichen Geschäfte hineingezogen haben, daß Sie diese Millionen in das Bankhaus gebracht haben, das ehrenhaft dastand, bevor Sie mit ihm in Verkehr traten. Ich weiß, daß Sie ihm gedroht haben seine Schande der Oeffentlichkeit preiszugeben, sofern er sich weigerte, Ihnen seine Tochter zu geben. Wahrlich! Nikolas Starkos, haben Sie glauben können, daß ich aus irgend welchem andern Grunde, als Gehorsam gegen meinen Vater, darein gewilligt hätte, die Ihre zu werden?"

"Recht, Hadschina Elisundo, ich brauche Sie also nicht gescheit zu machen!! Wenn Sie aber auf die Ehre Ihres Vaters so fürsorglich bedacht waren bei seinen Lebzeiten, müssen Sie es ganz ebenso sein nach seinem Tode, und sollten Sie darauf bestehen wollen, Ihr Wort mir gegenüber nicht zu halten ..."

"So werden Sie alles an die große Glocke hängen, Nikolas Starkos!" rief das junge Mädchen mit einem solchen Ausdruck von Abscheu und Verachtung, daß auf die Stirn des frechen Patrons etwas wie Röte stieg.

"Ja ... alles!" versetzte er.

"Das werden Sie bleiben lassen, Nikolas Starkos."

"So? warum?"

"Weil das für Sie hieße, sich selber in Anklage zu setzen!"

"Mich in Anklage setzen, Hadschina Elisundo? Meinen Sie denn, solche Geschäfte seien je unter meinem Namen gemacht worden? Bilden Sie sich ein, Nikolas Starkos sei es, der den Archipel abfährt und Kriegsgefangene

verschachert? Nein! wenn ich den Mund auftue, werde ich mich nicht bloßstellen, und auftun werde ich den Mund, wenn Sie mich dazu zwingen!"

Das junge Mädchen sah dem Kapitän ins Gesicht, ihre Augen, denen die ganze Kühnheit der Ehrenhaftigkeit innewohnte, senkten sich nicht vor den seinigen, so grimmig sie auch blickten.

"Nikolas Starkos," versetzte sie, "ich könnte Sie mit einem einzigen Worte entwaffnen, denn Sie haben diese Ehe weder aus Mitgefühl für mich, noch aus Liebe zu mir gefordert! Der Grund war lediglich, daß Sie in den Besitz von meines Vaters Vermögen gelangen wollten! Nun könnte ich Ihnen ja sagen: Sie wollen ja doch bloß die Millionen! na, hier sind sie! nehmen Sie sie sich! und gehen Sie! auf Nimmerwiedersehen! ... Aber so, Nikolas Starkos, werde ich nicht sprechen! ... Nein, Nikolas Starkos! diese Millionen, die ich erbe ... die sollen Sie nicht bekommen! Sie nicht! ... die werde ich behalten ... die werde ich verwenden, wie es mir paßt! ... Nein! die sollen Sie nicht haben ... nun und nimmer! ... Und jetzt hinaus aus diesem Zimmer ... hinaus aus diesem Hause! ... Hinaus!"

Mit gestrecktem Arme und erhobenen Hauptes stand jetzt Hadschina Elisundo da, genau so, wie wenige Wochen früher Andronika Starkos stand auf der Schwelle des väterlichen Hauses, und gleich wie Andronika schien jetzt Hadschina den Mann zu verfluchen. Wenn aber an jenem Tage Nikolas Starkos vor der Gebärde der Mutter zurückgewichen war, so schritt er diesmal entschlossen auf das Mädchen zu ...

"Hadschina Elisundo," sprach er – "ja! ich brauche diese Millionen ... so oder so muß ich sie bekommen ... und werde sie bekommen!"

"Nein! ... lieber vernichte ich sie ... lieber werfe ich sie in den Golf!" versetzte Hadschina.

"Ich werde sie bekommen, sage ich dir ... ich muß sie haben ... und will sie haben!"

Nikolas Starkos hatte das Mädchen am Arme gepackt. Der Zorn machte ihn von Sinnen. Er war nicht mehr Herr über sich! sein Blick trübte sich – er wäre imstande gewesen, sie zu ermorden!

Hadschina Elisundo sah dies alles in einem Nu. Sterben! ha! was lag ihr noch am Leben? was hatte der Tod für sie Schreckliches? ... Aber das energische Mädchen hatte anderes über sich bestimmt! sie hatte sich verurteilt zum Leben!

"Xaris!" rief sie.

Die Tür ging auf. Xaris erschien.

"Xaris! jag diesen Kerl hinaus!"

Nikolas Starkos hatte nicht Zeit gehabt, sich umzudrehen, so schnell war er von zwei Eisenarmen umschlungen. Der Atem ging ihm aus ... er wollte

sprechen, schreien, es gelang ihm so wenig, wie es ihm gelang, sich von dieser schrecklichen Umarmung frei zu machen. Dann wurde er draußen vorm Hause auf die Erde gestellt, zerschunden am ganzen Leibe, halb erstickt, außer stande zu mucksen.

Und dort sprach Xaris nichts weites zu ihm als:

"Tot schlage ich dich nicht, Kerl, weil sie es mich nicht geheißen hat. Aber wenn sie's mir sagt, dann tue ich's!"

Und dann schloß er die Tür.

Zu dieser Zeit und Stunde war die Straße leer. Niemand hatte sehen können, was vorging: daß nämlich Nikolas Starkos aus dem Hause des Bankiers Elisundo gejagt worden war. Aber hinein gehen hatte man ihn gesehen, und das war genug. Hieraus ging hervor, daß Henry d'Albaret, wenn er erfuhr, sein Nebenbuhler sei dort eingelassen worden, wo man ihm den Einlaß verweigerte, gleich aller Welt die Meinung gewinnen mußte, der Kapitän der "Karysta" sei mit dem jungen Mädchen auf dem Fuße eines Bräutigams verblieben.

Welch ein Schlag war das für ihn! Nikolas Starkos hatte Einlaß gefunden in jenem Hause, das ihm unerbittlich verschlossen gehalten wurde! Zuerst fühlte er die Versuchung an sich heranschleichen, dem Mädchen zu fluchen: und wem an seiner Statt wäre es vielleicht nicht so gegangen? Aber bald gewann er die Herrschaft über sich, seine Liebe trug den Sieg davon über seinen Zorn, und trotzdem der äußere Schein gegen das Mädchen sprach, rief er:

"Nein! nein! das kann nicht sein! ... Sie ... mit diesem Menschen! ... das kann nicht sein! das ist nicht! ... Nein, nein! das ist nicht!"

Indessen war Nikolas Starkos, trotz der von Hadschina Elisundo gegen ihn ausgestoßenen Drohungen nach reiflicher Ueberlegung zu dem Entschlusse gekommen, zu schweigen, nichts von dem Geheimnis zu offenbaren, das auf dem Leben des Bankiers lastete. Verhielt er sich ruhig, so blieb ihm völlige Handelsfreiheit, und Zeit dazu blieb ihm ja immer noch, falls es die Umstände später notwendig machten.

So wurde zwischen ihm und Skopelo vereinbart. Er verheimlichte seinem Leutnant nicht das geringste von dem, was zwischen ihm und Hadschina gesprochen und vorgegangen war, und Skopelo war gleich ihm der Meinung, nichts verlauten zu lassen und Zurückhaltung zu wahren, hingegen die Augen offen zu halten, um sofort handeln zu können, falls die Dinge eine ihren Plänen günstige Wendung nehmen sollten. Was ihm vornehmlich bedenklich vorkam, war die Abneigung der Erbin dagegen, sein Schweigen durch Ausfolgung der Erbschaft zu erkaufen. Warum sie hierzu nicht geneigt war, das vermochte er tatsächlich nicht zu verstehen.

Während der folgenden Tage, bis zum 12. November, wich Nikolas Starkos

nicht vom Bord seines Schiffes, nicht auf eine Stunde. Er sann und kombinierte, Mittel und Wege zu finden, die ihn zum Ziele brächten. Zudem rechnete er halb und halb auf den glücklichen Zufall im Leben, der ihm während seiner ganzen Verbrecherlaufbahn in hervorragender Weise dienstbar gewesen war. Diesmal aber verrechnete er sich.

Nicht anders verhielt sich Henry d'Albaret: auch er lebte ganz ebenso abseits. Seine Versuche, eine Zusammenkunft mit dem jungen Mädchen zu erlangen, hatte er einstellen zu müssen geglaubt. Aber der Verzweiflung gab er sich nicht hin. Am 12. abends wurde ein Brief für ihn im Hotel abgegeben. Eine Ahnung sagte ihm, daß derselbe von Hadschina komme. Er öffnete ihn, blickte auf die Unterschrift und sah, daß er sich nicht geirrt hatte.

Der Brief enthielt nur wenige Zeilen, die von der Hand des jungen Mädchens geschrieben waren, und zwar die folgenden:

> "Henry!
>
> Meines Vaters Tod hat mich in den Rückbesitz meiner Freiheit gesetzt. Aber Sie müssen auf mich verzichten! Die Tochter des Bankiers ist Ihrer nicht würdig. Nie werde ich Nikolas Starkos, einem Schurken, angehören – aber die Ihrige, eines Ehrenmannes Frau! kann ich nicht werden! Nachsicht und Lebewohl!
>
> Hadschina Elisundo."

Kaum hatte er zu Ende gelesen, als er auch schon, ohne zu überlegen, unterwegs war nach dem Hause in der Strada Reale.

Das Haus war geschlossen, verlassen, stand leer ... als hätte Hadschina Elisundo es mit ihrem getreuen Xaris verlassen auf Nimmerwiederkehr.

Neuntes Kapitel.

Archipel in Flammen

Die Insel Scio, heute allgemeiner Chio genannt, liegt am Aegäischen Meere, westlich vom Golfe von Smyrna, unfern der kleinasiatischen Küste. Mit Lesbos im Norden und Samos im Süden gehört sie zu der im Osten des Archipels gelegenen Gruppe der Sporaden. Sie erstreckt ich auf etwas über 40 Meilen im Durchmesser. Der pelinäische Berg, jetzt Eliasberg genannt, der sie beherrscht, steigt zu einer Höhe von 2500 Fuß über dem Meeresspiegel.

Von den größeren Städten, die auf ihr liegen, Volysso, Pitys, Delphinium, Leukonia, Kaukasa ist die ihren Namen tragende die bedeutendste. Dort war am 30. Oktober 1827 Oberst Fabvier mit einem Korps von 700 Mann Regulärer, 1500 Mann Irregulärer, im Solde der Skioten stehender Infanterie, 200 Mann Kavallerie und einem Artilleriepark von 10 Haubitzen und 10 Kanonen, gelandet.

Noch war seit der Seeschlacht von Navarino die griechische Frage nicht durch die Intervention der europäischen Mächte gelöst worden. England, Frankreich und Rußland wollten nämlich dem neuen Königreich nur diejenigen Grenzen geben, über welche die aufständische Bewegung niemals hinausgegangen war. Eine solche Begrenzung konnte aber der hellenischen Regierung nicht genügen, die außer dem ganzen festländischen Griechenland den Besitz von Kreta und Scio als notwendig für seine Autonomie erklärte. Während nun Miaulis Kreta und Ducas das Festland zu ihren Operationsfeldern nahmen, landete zu dem vorhin genannten Zeitpunkt Oberst Fabvier in Maurolimena aus der Insel Scio.

Daß die Hellenen den Türken diese herrliche Insel, das prächtigste Juwel in diesem Kranze der Sporaden, entreißen wollten, ist begreiflich. Der Himmel von Scio ist der reinste Himmel in ganz Kleinasien, das Klima von Scio zufolgedessen geradezu wunderbar, frei von übermäßiger Hitze, frei von außerordentlicher Kälte. Ein gemäßigter Seewind bringt ständige Erfrischung. Himmel und Seewind machen das Klima auf Chio zum gesündesten im ganzen Archipel. Kein Wunder, daß in einem dem Homer – den Chio als sein Landeskind in Anspruch nimmt – zugeschriebenen Hymnus Scio "die überüppige Insel" heißt. Auf ihrer westlichen Seite kocht hier die Sonne die köstlichsten Weine, die den berühmtesten Gewässern des Altertums gleichkommen, und liefert ihren Bienen den Stoff zu einem Honig, der dem vom

Hymettos den Rang abläuft. Auf ihrer Ostseite reift sie Zitronen und Apfelsinen, deren Ruf sich bis nach Westeuropa hinein erstreckt. Nach Süden zu wachsen auf ihrem gesegneten Boden in dichten Hainen jene verschiedenen Lentiscus-Arten, die ein unter der Bezeichnung Mastix in den verschiedensten Zweigen der Industrie, auch in der Heilkunde geschätztes Harz – den eigentlichen Reichtum der Insel – liefern. Die Feige, die Dattel, die Mandel, die Granate, die Olive, von allem Gesträuch und allen Bäumen der südlichen Zone Europas wohnen hier die herrlichsten Typen.

Diese Insel sollte nach dem Willen der Nationalregierung einen Bestandteil des neu zu schaffenden Königreichs bilden. Darum war der kühne Fabvier, trotz allen Undanks, den er in reichem Maße geerntet hatte von denen, für die er sein Blut zu vergießen gekommen war, auf Scio gelandet, zum Zwecke, die Insel durch Eroberung zu gewinnen.

Während der letzten Monate im Jahre hatten jedoch die Türken Mord und Brand und Raub über die ganze hellenische Halbinsel getragen, noch am Tage vor der Landung Capo d'Istrias in Nauplia. Die Ankunft dieses Diplomaten sollte den innern Zwistigkeiten der Griechen ein Ende machen und das Regiment in eine Hand legen. Aber obwohl Rußland dem Sultan ein halbes Jahr später den Krieg erklären und auf diese Weise der Konstitution des neuen Königreichs zu Hilfe kommen sollte, hielt Ibrahim nach wie vor den mittleren Peloponnes und die Küstenstädte in seiner Gewalt. Und wenn er sich auch acht Monate später, am 6. Juli 1828, anschickte, das Land zu verlassen, dem er so entsetzlich viel Wunden geschlagen hatte, wenn auch im September desselben Jahres kein einziger Aegypter mehr auf griechischem Boden stehen sollte, so verheerten diese wilden Horden doch noch immer eine Zeitlang Morea. Solange nun die Türken oder ihre Bundesgenossen verschiedene Küstenstädte noch besetzt hielten, wird sich niemand wundern, daß in den benachbarten Meeresteilen noch Seeräuber über Seeräuber ihr Wesen trieben. War der Schaden, den sie den zwischen den Inseln verkehrenden Handelsschiffen zufügten, von hohem Belang, so lag es wahrlich nicht daran, daß die Befehlshaber der griechischen Kleinflotten, Miaulis, Kanaris, Tsamados und andere, ihre Verfolgung eingestellt hätten; aber dieses Gesindel war in Menge vorhanden, war unverdrossen und immer auf der Hut, und die Unsicherheit in diesen Meeren nahm so überhand, daß sich noch kaum jemand auf ein Schiff getraute. Von Kreta bis Mitylene, von Rhodus bis Negroponte stand der Archipel im Feuer.

Sogar auf Scio selber machten diese aus dem Auswurf der Nationen zusammengewürfelten Banden alle Küsten, alle Wege und Stege unsicher, um dem in der Citadelle eingeschlossenen Pascha gegen den Obersten Fabvier zu Hilfe zu kommen, der unter mehr als ungünstigen Bedingungen zur Belagerung

sich anschickte.

Die Reeder auf den ionischen Inseln, denen der Schreck über solche in der ganzen Levante eingerissenen Zustände in die Glieder gefahren war, hatten sich, wie der Leser weiß, endlich aufgerafft und sich zur Armierung einer Korvette zusammengetan, welche den Korsaren auf den Leib rücken sollte. Seit fünf Wochen war die "Syphanta" nun von Korfu bereits unterwegs, um die Meere des Archipels "reinzufegen", wie die Korfioten sagten. Aus ein paar Affären hatte sie sich nicht ohne Glück herausgebracht, auch ein paar mit Fug und Recht für verdächtig erachtete Schiffe aufgebracht: Umstände, die zur eifrigen Fortsetzung des begonnenen Werks nur anspornen konnten. Ihr Kommandant Stradena, der in den Gewässern von Psara, Skyros, Zea, Lemnos, Paros, Santorin wiederholt erschienen war, auch hin und wieder Scharmützel bestanden hatte, erfüllte seine Aufgabe mit Kühnheit nicht minder als mit Glück. Bloß eines schien ihm nicht vergönnt zu sein: dem Korsaren Sakratif in den Weg zu kommen, dessen Auftreten nach wie vor durch die blutigsten Greuel gekennzeichnet wurde, den niemand fangen konnte, weil ihn niemand zu Gesicht bekam, und der doch in aller Munde war!

Vor höchstens vierzehn Tagen, um den 13. November herum, war die "Syphanta" in der Nähe von Scio gesehen worden. Am selben Tage wurde sogar eine von ihr aufgebrachte Prise in den Hafen der Insel gesteuert, und Fabvier übte an ihrer Korsarenbesatzung prompte Justiz.

Aber seitdem hatte von der Korvette nichts weiter verlautet; niemand konnte Auskunft darüber geben, in welchen Gewässern des Archipels sie jetzt hinter dem räuberischen Gesindel her war. Man hatte schließlich gerechte Ursache, sich ihretwegen in Unruhe zu setzen: war es doch bislang in diesen engbegrenzten, von Inseln und Eilanden übersäeten, mithin an Schlupfwinkeln reichen Gewässern nur selten vorgekommen, daß ein paar Tage verstrichen, ohne daß Meldung von dem Aufenthalt der Korvette erstattet worden war.

So lagen die Dinge, als am 27. November Henry d'Albaret auf Scio eintraf, acht Tage nach seiner Abfahrt von Korfu. Dort war er mit seinen alten Waffengefährten zusammengetroffen, und unter seinen Kameraden gedachte er wieder in den Kampf gegen die Türken zu treten.

Hadschinas Verschwinden hatte ihm einen furchtbaren Schlag versetzt. Freilich stieß sie Nikolas Starkos als einen ihrer unwürdigen Schurken von sich, weigerte sich selber aber auch, als seiner unwürdig, demjenigen anzugehören, dem sie sich vorher verlobt hatte! Was für ein Geheimnis verbarg sich hinter all diesen Dingen? wo sollte er dasselbe suchen? in ihrem so stillen, so lauteren Leben? Nein, ganz gewiß nicht! Also im Leben ihres Vaters? Aber in welchem Zusammenhange standen denn Elisundo, der korfiotische Bankier, und Nikolas

Starkos, der Kapitän einer Sakolewa?

Wer konnte Antwort geben auf diese Fragen? Das Haus des Bankiers stand leer. Auch Xaris mußte es gleichzeitig mit dem jungen Mädchen verlassen haben. Henry d'Albaret konnte auf niemand zählen, diese Geheimnisse des Hauses Elisundo aufzudecken, als auf sich selber.

Nun kam er auf den Einfall, erst die Stadt, dann die ganze Insel Korfu abzusuchen. Vielleicht hatte Hadschina sich an irgend einen einsamen Fleck, den niemand kannte, wo niemand sie vermuten konnte, geflüchtet? Es gibt ja tatsächlich auf Korfu, verstreut über die Landfläche, eine gewisse Zahl von Ortschaften, wo sich leicht sichere Zuflucht finden läßt. Wer sich vor den Menschen verbergen, sich in völlige Vergessenheit bringen will, der findet in Benizza, Santa Dekka, Leukimne und ein paar Dutzend anderer Dörfchen ganz sicher Stellen, wo ihn niemand sucht. Henry d'Albaret lief alle Straßen und Wege ab, durchstöberte die unscheinbarsten Weiler, um eine Spur des Mädchens aufzufinden: aber er fand nichts; bloß zuletzt erhielt er, schon im Begriffe, seine Suche einzustellen, einen Wink, der ihm die Vermutung nahe legte, daß Hadschina Elisundo die Insel Korfu verlassen haben müßte. In dem kleinen, im Westnordwesten der Insel gelegenen Hafen Alipa hörte er nämlich, es sei vor kurzem eine leichte Speronare in See gestochen, mit zwei Passagieren, auf die sie eine Zeitlang im Hafen gewartet habe, von denen sie unter der Hand gemietet worden sei. Aber das war bloß ein ganz unbestimmter Wink. Zudem sollte bald ein gewisses Zusammenfallen von Umständen und Tagen dem jungen Offizier Grund zu neuen Befürchtungen geben.

Bei seiner Rückkunft nach Korfu erfuhr er nämlich, daß auch die Sakolewa den Hafen verlassen hätte. Was bei dieser Nachricht am schwersten wog, war, daß dies am selben Tage geschehen war, an welchem Hadschina Elisundo verschwunden war. War zwischen diesen beiden Vorfällen ein Zusammenhang zu erblicken? War das junge Mädchen zusammen mit Xaris in einen Hinterhalt gelockt und gewaltsam hinweggeführt worden? Befand sie sich jetzt in der Gewalt des Kapitäns der "Karysta"?

Dieser Gedanke brach Henry d'Albaret das Herz. Aber was tun? an welchem Punkte der Erde Nikolas Starkos aufsuchen? was war denn eigentlich dieser Abenteurer? Die "Karysta", von der niemand wußte, woher sie gekommen, noch wohin sie gegangen war, durfte schließlich mit Fug und Recht als verdächtiges Schiff gelten! Indessen wies der junge Offizier, sobald er erst wieder Herr seiner Sinne war, solchen Gedanken weit von sich. Da sich Hadschina Elisundo seiner für unwürdig erklärte, da sie ihn nicht wiedersehen mochte, lag die Annahme doch bloß nahe, daß sie sich unter dem Schutze ihres getreuen Xaris freiwillig entfernt hatte.

Und wenn dem so war, dann würde, dann müßte es schließlich Henry d'Albaret beschieden sein, sie wiederzufinden. Vielleicht hatte ihr Patriotismus sie in den Kampf getrieben, der um das Schicksal ihrer Heimat wütete? vielleicht trug sie sich mit dem Gedanken, jenes ungeheure Vermögen, über das sie jetzt freie Verfügung hatte, in den Dienst des Unabhängigkeitskrieges zu stellen? und warum hätte sie es den griechischen Heldinnen, einer Andronika und anderen, nicht gleichtun, warum ihnen nicht auf den Kriegsschauplatz folgen sollen, da sie ihnen doch schrankenlose Bewunderung zollte?! So kam es, daß Henry d'Albaret, fest überzeugt, daß Hadschina Elisundo nicht mehr in Korfu weile, auf den Entschluß geriet, wieder in das Philhellenen-Korps einzutreten. Oberst Fabvier stand in Scio mit seinen Regularen; dorthin zu eilen, beschloß Henry; er verließ die ionischen Inseln, passierte Nordgriechenland, die Meerbusen von Patras und Lepanto, schiffte sich im Meerbusen von Aegina ein, entrann, nicht immer ohne Mühe, Korsaren, die das Meer der Kykladen unsicher machten, und landete nach ziemlich schneller Ueberfahrt in Scio.

Oberst Fabvier nahm den jungen Offizier aufs herzlichste bei sich auf: ein Beweis dafür, in welch hoher Achtung er bei ihm stand. Dem tapferen und kühnen Soldaten galt er nicht bloß als treuer Waffengefährte, sondern auch als sicherer, verläßlicher Freund, dem er sein Herz ausschütten, seinen Verdruß und Kummer beichten konnte, und an beidem litt er wahrlich keinen Mangel! Die Disziplinlosigkeit der Irregulären, die zu dem Expeditionskorps eine bedeutende Kopfzahl stellten, der geringe, zumeist überhaupt nicht bezahlte Sold, die von den Skioten selbst heraufbeschworenen Verdrießlichkeiten: dies alles behinderte ihn und verschleppte sein Vorgehen.

Trotz alledem war mit der Belagerung der Citadelle begonnen worden. Aber Henry d'Albaret kam noch früh genug, um an der Eröffnung der Laufgräben teilzunehmen. Zweimal schon hatten die verbündeten Mächte an den Obersten die Aufforderung gerichtet, seine Zurüstungen einzustellen; der Oberst aber, der die offne Unterstützung der hellenischen Regierung hinter sich hatte, trug diesen Aufforderungen keine Rechnung, sondern fuhr in dem begonnenen Werk unerschütterlich fort.

Bald wurde die bloße Belagerung zur Blockade, wenigstens in gewissem Maße, erweitert. Leider ließ sich dieselbe nicht vollständig durchführen, so daß die Belagerten noch immer Proviant und Munition erneuern konnten. Vielleicht wäre es aber schließlich Fabvier gelungen, die Citadelle zu Falle zu bringen, hätte sich nicht schließlich sein Korps, von Hungersnot täglich stärker mitgenommen, über die ganze Insel zerstreut, um zu plündern und Proviant herbeizuschaffen. Unter solchen Umständen war es schließlich kein Wunder, daß es den Türken mit fünf Schiffen gelang, die Einfahrt in den Hafen von Scio zu

erzwingen und den Belagerten einen Sukkurs von 2500 Mann zuzuführen. Allerdings kam kurz nachher auch Miaulis mit seinem Geschwader vor Scio in Sicht, um dem Oberst Fabvier Hilfe zu bringen, aber zu spät, so daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Ein paar Schiffe mit Freiwilligen waren mit dem griechischen Admiral nach Scio gegangen, die als Verstärkung zu dem Expeditionskorps rücken sollten. Darunter befand sich auch ein Weib, nämlich Andronika.

Bis zuletzt hatte sie im Peloponnes mit gegen Ibrahims Soldaten im Felde gestanden, und war entschlossen, gleichwie zu Anfang des Krieges, nun auch beim Schlusse desselben nicht zu fehlen. Das war der Grund, der sie nach Scio führte.

Der türkische Sultan hatte gerade den schrecklichen Bannfluch: Feuer, Eisen, Sklaverei! über Scio verhängt und den Kapudan-Pascha Kara-Ali mit der Vollführung desselben beauftragt. Und Kara-Ali vollführte den Fluch! seine blutdürstigen Horden faßten Fuß auf der Insel. Alle männliche Bevölkerung unter zwölf und alle weibliche über vierzig Jahre wurde erbarmungslos niedergemetzelt. Was übrig blieb, verfiel in Sklaverei und wurde auf die Märkte nach Smyrna und in die Berberei geschafft. Die ganze Insel wurde von 30 000 Türken mit Feuer und Schwert zur Oedenei gemacht; 23 000 Skioten waren niedergemetzelt worden, 47 000 sollten in die Sklaverei verkauft werden.

Hierbei hatte Nikolas Starkos die Hand im Spiele gehabt. Seine Kameraden hatten mit ihm zuerst gemordet und geplündert, und dann die Hauptschacherer abgegeben, die eine ganze Herde von Menschen türkischer Habgier überlieferte. Auf den Schiffen dieses Piraten waren Tausende von Unglücklichen nach den Küsten von Kleinasien und Afrika geschafft worden, und eben diese schändlichen Machinationen waren es, die Nikolas Starkos in Beziehung zu dem Bankier Elisundo gebracht hatten. Aus ihnen ergab sich unermeßlicher Gewinn, der zum größten Teile Hadschinas Vater zufiel.

Andronika wußte aber nun recht gut, in welchem Maße Nikolas Starkos teilgenommen hatte an dem Gemetzel von Scio und welche Rolle er bei diesen fürchterlichen Vorgängen gespielt hatte. Warum hatte sie die Stätte aufgesucht, wo sie hundertmal verflucht worden wäre, hätte man gewußt, daß sie die Mutter dieses Scheusals sei. Mitzukämpfen auf dieser Insel, ihr Blut zu vergießen für die gerechte Sache der Skioten, bedünkte ihr gleichsam als Buße, als Sühne für die verbrecherischen Taten ihres Sohnes.

Aber von dem Moment an, da Andronika in Scio ans Land gestiegen war, konnte es bloß noch eine Frage der Zeit sein, daß sich Henry d'Albaret, der Offizier, der dieser Frau bei Chaidari das Leben gerettet hatte, in Scio mit ihr begegnete. Das war auch, und zwar verhältnismäßig kurze Zeit nachher, am 15.

Januar, der Fall.

Sie war es, die mit offenen Armen auf ihn zueilte und mit dem Rufe: "Henry d'Albaret!" ihn in die Arme schloß.

"Ihr hier? Andronika? ... Ihr!" erwiderte der junge Offizier.

"Ja!" versetzte sie – "ist dort nicht mein Platz, wo der Kampf wider die Bedrücker noch tobt?"

"Andronika," rief Henry d'Albaret, "seid stolz auf Euer Vaterland! stolz auf seine Kinder, die es mit Euch verteidigt haben! Binnen kurzem wird kein türkischer Soldat mehr auf dem Boden Griechenlands weilen!"

"Das weiß ich, Henry d'Albaret! Gott möge mir das Leben lassen bis zu diesem Tage!"

Und nun mußte Andronika erzählen, was sie erlebt hatte, seit sich nach dem Treffen von Chaidari ihre Wege geschieden hatten. Sie berichtete von ihrer Wanderung nach dem Magnos, ihrer Heimat, die sie noch einmal habe wiedersehen wollen, dann von ihrem Wiedereintritt in das Korps, das auf dem Peloponnes focht, endlich von ihrer Landung auf Scio.

Auch Henry d'Albaret erzählte ihr, unter welchen Verhältnissen er wieder nach Korfu gekommen, in welche Beziehungen er zu dem Bankier Elisundo getreten sei, erzählte ihr von seinem Verlöbnis mit Hadschina, Elisundos Tochter, und von dessen Lösung, von Hadschinas Verschwinden, und daß er noch immer darauf rechne, sie eines Tages wiederzufinden.

"Jawohl, Henry d'Albaret!" antwortete Andronika, "wissen Sie auch noch nicht, welches Geheimnis über dem Leben dieses Mädchens liegt, so kann sie Ihrer doch nur würdig sein! ... Ja, Henry! Sie werden sie wiedersehen, und ihr werdet beide zusammen glücklich werden ganz nach euerm Verdienst!"

"Aber sagt mir, Andronika," fragte Henry, "habt Ihr denn den Bankier Elisundo nicht gekannt?"

"Nein," antwortete Andronika; "wie sollte ich ihn kennen und warum stellt Ihr mir diese Frage?"

"Weil ich mehrfach Veranlassung gefunden. habe, Euern Namen in seiner Gegenwart zu nennen," versetzte der junge Offizier, "und weil Euer Name seine Aufmerksamkeit in auffälliger Weise erregte. Einmal hat er mich gefragt, ob mir bekannt sei, was seit unserer Trennung aus Euch geworden sei."

"Ich kenne ihn nicht, Henry d'Albaret, und in meiner Gegenwart ist der Name des Bankiers Elisundo niemals genannt worden."

"Dann waltet auch hier ein Geheimnis ob, für das ich keine Erklärung finden kann und das nun, seit Elisundo nicht mehr am Leben, wohl immer Geheimnis bleiben wird."

Henry d'Albaret war in Schweigen versunken. Seine Erinnerungen an Korfu

waren ihm wiedergekehrt. Er litt noch einmal alles durch, was er dort gelitten, er gedachte noch einmal all dessen, was er fern von Hadschina zu leiden haben werde!

Wann wandte er sich plötzlich an Andronika mit der Frage:

"Und was wollt Ihr beginnen, wenn dieser Krieg zu Ende sein wird?"

"Gott wird mir die Gnade erzeigen," antwortete sie, "mich abzurufen von dieser Welt, wo das Leben für mich bloß eine Kette von Herzeleid und Gewissensbissen gewesen ist!"

"Gewissensbisse, Andronika?"

"Ja!"

Und was dieser Mutter nun auf der Zunge lag, war, daß ihr Leben an sich eine Sünde gewesen sei, weil sie solchem Sohne das Leben gegeben! Aber sie jagte diesen Gedanken von sich und sagte:

"O! Sie, Henry d'Albaret! Sie sind jung, und Gott beschere Ihnen ein langes Leben! Verwenden Sie es dazu, die wiederzufinden, die Sie verloren haben und die Sie ..... liebt!"

"Ja, Andronika, und ich will sie suchen überall, gleichwie ich ihn suchen will überall, den abscheulichen Nebenbuhler, der sich zwischen sie und mich geworfen hat!"

"Was war das denn für ein Mensch?" fragte Andronika.

"Ein Schiffskapitän! der Kommandant irgend welches, mir nicht bekannten Schiffs," versetzte Henry d'Albaret, "der Korfu gleich nach Hadschinas Verschwinden verlassen hat."

"Sein Name?"

"Nikolas Starkos!"

"Er!"

Ein Wort mehr, und ihr Geheimnis war ihr entschlüpft; Andronika hätte gesagt, daß sie die Mutter dieses Mannes sei!

Dieser Name, von Henry d'Albaret so unvermutet ausgesprochen, war über sie gekommen wie ein Entsetzen ... So groß ihre Energie war, so hatte sie ihrem Blute doch nicht zu wehren vermocht, daß es den Weg zu ihrem Herzen nahm! sie war entsetzlich bleich geworden! ... Also alles dem jungen Manne, der ihr unter Gefahr des eigenen Lebens das Leben gerettet hatte, widerfahrene Herzeleid stammte von ihrem Sohne! stammte von Nikolas Starkos!

Aber Henry d'Albaret war die Wirkung nicht entgangen, die der Name Starkos, sobald er ihn ausgesprochen hatte, auf Andronika hervorbrachte. Begreiflich, daß er sie auf der Stelle befragte.

"Was ist Euch denn, Andronika? was ist Euch?" rief er. "Warum fuhrt Ihr zusammen, warum erbleicht Ihr ob dieses Namens? Kennt Ihr den, der ihn führt?

Kennt Ihr den Kapitän der "Karysta"? Sprecht! .... o bitte, sprecht!"

"Nein! Henry d'Albaret! ... nein!" antwortete Andronika, wider Willen stotternd.

"Doch, Andronika! ... doch! Ihr kennt ihn! ... Andronika! ich bitte Euch, ich beschwöre Euch: sagt mir, wer dieser Mann ist ... was dieser Mensch treibt ... wo er in diesem Augenblick weilt ... wo ich ihn treffen könnte!"

"Ich weiß es nicht!"

"Nein ... Ihr kennt ihn! ... Ihr wißt's, Andronika und wollt es mir nicht sagen ... mir nicht! mir nicht! ... Vielleicht könnt Ihr mich durch ein einziges Wort auf seine Spur hetzen ... vielleicht gar auf Hadschinas Spur ... und Ihr weigert Euch zu sprechen ... weigert Euch mir gegenüber, zu sprechen!"

"Henry d'Albaret," erwiderte Andronika mit einer Stimme, deren Festigkeit sich nicht mehr anzweifeln ließ – "ich weiß nichts! ... ich weiß nicht, wo dieser Kapitän steckt ... ich kenne keinen Nikolas Starkos." Mit diesen Worten verließ sie den jungen Offizier, der unter den Wirkungen einer tiefen Erregung zurückblieb. Aber von jetzt ab war alles Bemühen, Andronika wieder zu treffen, vergeblich. Zweifelsohne hatte sie die Insel Scio verlassen und sich zurück auf das griechische Festland begeben. Henry d'Albaret mußte aller Hoffnung, sie aufzufinden, entsagen.

Zudem sollte der Feldzug des Obersten Fabvier bald zu Ende gehen, ohne daß er zu einem Resultat geführt hatte. Fahnenflucht war bald im Expeditionskorps eingerissen. Gegen die allgemeine Deroute anzukämpfen, war gar nicht möglich. Die Belagerung mußte aufgehoben werden. Das Korps kehrte nach Syra zurück, wo die Expedition, die solch unglücklichen Verlauf nahm, ausgerüstet worden war. Dort erntete Fabvier als Lohn für seine heldenmütige Ausdauer nur Vorwürfe und Undank.

Henry d'Albaret hatte sich zu gleicher Zeit entschlossen, Scio zu verlassen. Aber wohin sollte er seine Schritte lenken? wo ließ sich Erfolg für seine Nachforschungen erhoffen? Noch war er im Unklaren hierüber, als ein unvermuteter Zwischenfall seinem Zaudern ein Ende machte.

Am Vorabend des Tages, den er für die Fahrt nach dem griechischen Festlande in Aussicht genommen, traf ein Schreiben an ihn mit der Inselpost ein, das den Poststempel Korinth trug und folgenden Inhalt hatte:

> "Im Stabe der Korvette "Syphanta", von Korfu ausgelaufen, ist ein Platz offen. Wäre es dem Kapitän d'Albaret genehm, sich an Bord zu begeben und die gegen Sakratif und die Korsaren im Archipel begonnene Kampagne mit durchzusetzen? Die "Syphanta" wird während der ersten Märztage vorm Kap Anapomera kreuzen, im Norden der Insel; ihr Boot wird ständig am Fuße des Kaps, in der Bai von Ora, ankern. Kapitän Henry d'Albaret

möge seinen Entschluß von seiner Liebe für Griechenland leiten lassen!"

Keine Unterschrift. Handschrift unbekannt. Kein Anhalt irgendwelcher Art, woher dieser Brief stammte.

Das eine aber war von Wichtigkeit: es war eine Nachricht von der Korvette, von der so lange nichts verlautbart war! Sodann bot sich Henry d'Albaret Gelegenheit, seinen Seemannsberuf wieder zu ergreifen, und die Möglichkeit, den gefürchteten Sakratif zu verfolgen, vielleicht den Archipel von ihm zu befreien, vielleicht sogar auf Nikolas Starkos und seine Sakolewa zu treffen.

Henry d'Albarets Entschluß stand auf der Stelle fest: er nahm den Vorschlag an, der ihm durch diesen Brief ohne Unterschrift angeboten wurde; er verabschiedete sich von seinem Obersten in dem Augenblick, da sich dieser nach Syra einschiffte, heuerte ein leichtes Fahrzeug und fuhr nach dem Norden der Insel.

Die Fahrt konnte, vorzüglich mit Landwind aus südwestlicher Richtung, nicht lange dauern: sie ging am Hafen von Koloquinta vorbei, zwischen den Anossai-Inseln und dem Kap Pampaca hindurch; von letzterem zum Kap Ora, dann an der Küste entlang bis zur gleichnamigen Bai. Dort landete Henry d'Albaret am Nachmittag des 1. März. Am Fuße der Felsen lag ein Boot angebunden, das auf ihn wartete. Auf hoher See kreuzte eine Korvette.

"Ich bin Kapitän d'Albaret," sagte der junge Offizier zu dem Bootsmann, der über das Boot das Kommando führte.

"Wünscht der Kapitän hinüber an Bord zu fahren?" fragte der Bootsmann.

"Auf der Stelle!"

Das Boot stieß ab. Von seinen sechs Rudern getragen, hatte es die Distanz, die zwischen ihm und der Korvette lag, eine Meile höchstens, schnell bezwungen.

Als Henry d'Albaret die Treppe zum Deck hinauf stieg, ertönte ein langer Pfiff, dann dröhnte ein Kanonenschlag, dem gleich darauf zwei andere folgten. Und als der junge Offizier den Fuß auf das Verdeck setzte, präsentierte die gesamte Mannschaft, die ein Ehrenspalier bildete, und die Flagge von Korfu ging an der Gaffel hinauf.

Dann trat der zweite Offizier der Korvette vor die Front und rief mit weithin schallender Stimme, um von allen verstanden zu werden:

"Offiziere und Mannschaft der "Syphanta" schätzen sich glücklich, den Kommandanten Henry d'Albaret an Bord seiner Korvette begrüßen zu können."

Zehntes Kapitel.

Kreuzfahrten im Archipel.

Die "Syphanta", eine Korvette zweiter Klasse, führte 22 Geschütze, sämtlich 24pfünder, und – damals eine Rarität für Schiffe dieser Klasse – ein halbes Dutzend Deck-Kannonaden, 12pfünder, an Bord. Sie war ein stattliches Schiff von tadellosem Bau und konnte es mit den besten Fahrzeugen damaliger Zeit aufnehmen, was Standfestigkeit und Fahrtgeschwindigkeit anbetrifft. Sie trug eine Besatzung von 250 Mann, zur reichlicheren Hälfte Franzosen, Levante-Leute und Provenzalen; die andere kleinere Hälfte setzte sich zusammen aus Briten, Griechen und Korfioten: durchweg geschickte, kouragierte Seeleute, auf die fester Verlaß war: erprobte Mannschaft! Steuerleute, Bootsleute und Bootsmannsmaate bildeten ein Korps, wie es als Bindeglied zwischen Offizierkorps und Mannschaft von gleicher Tüchtigkeit kaum auf einem zweiten Schiffe zu finden sein mochte. Der Stab setzte sich zusammen aus vier Leutnants, acht Fähnrichen, zu gleichen Teilen korfiotischen, englischer und französischer Herkunft, und einem zweiten Offizier, Kapitän Todros, einer alten "Wasserratte" vom Archipel, sehr befahren in diesen Meeren und genau bekannt mit allen Engen und Buchten und Häfen. Knapp 50 Jahre alt und Grieche aus Hydra, hatte er schon unter Kanaris und Tomasis Dienste getan und durfte als wertvoller Beirat für den Kommandanten der "Syphanta" gelten.

Die ersten Kreuzfahrten hatte die "Syphanta" im Archipel unter dem Kommando des Kapitäns Stradena gemacht, und zwar in den ersten Wochen, wie schon gesagt, mit ziemlich viel Glück. Sie hatte Schiffe in Grund gebohrt und ganz hübsche Prisen aufgebracht, ganz sicher kein schlechter Anfang. Aber die Fahrt hatte im weiteren Verlauf ziemliche Verluste an Mannschaft und Offizieren gefordert, und wenn man von der "Syphanta" ziemlich lange ohne Nachricht geblieben war, so war die Ursache in einem Gefecht zu suchen, das die Korvette am 27. Februar auf der Höhe von Lemnos gegen eine Korsarenflottille zu bestehen hatte.

Dieses Gefecht hatte nicht bloß einen Mannschaftsverlust von 40 Köpfen, Blessierte und Tote zusammen, gebracht, sondern auch den Kommandanten Stradena gekostet, der auf der Kommandobrücke von einer Kugel getroffen worden war. Seitdem führte Kapitän Todros die Korvette; er hatte zunächst das Gefecht siegreich beendet, war aber dann in den Hafen von Aegina eingelaufen, um allerhand Havarie schlimmer Art ausbessern zu lassen. Kurz darauf

verlautete, zur nicht geringen Ueberraschung von Offizieren und Mannschaft, daß die "Syphanta" um ein gutes Stück Geld für Rechnung eines Ragusaner Bankiers angekauft worden sei, der auch bald einen mit Vollmacht ausgestatteten Vertreter zur Umschreibung der Schiffspapiere an Bord sandte. Diese Besitzveränderung, bei der die korfiotischen Reeder ein gutes Geschäft gemacht hatten, zog aber keine Aenderung in der Bestimmung der Korvette nach sich, die nach wie vor den Archipel von seeräuberischem Gesindel reinigen, gefangene Griechen, wo sich irgend Gelegenheit bot, in die Heimat zurückschaffen und nicht eher ruhen sollte, als bis sie die griechischen Gewässer von dem schrecklichsten aller Bösewichte, dem Korsaren Sakratif, befreit hätte. Als die Havarie ausgebessert war, erhielt der stellvertretende Kapitän Todros Befehl, an der Nordküste von Scio zu kreuzen, von wo aus der neue Kapitän an Bord kommen würde. All dies erfuhr Henry d'Albaret aus einer Unterredung, die er mit Kapitän Todros hatte. Das Schriftstück, durch welches ihm das Kommando über die Korvette übertragen wurde, war in tadelloser Ordnung, die Bestallung des jungen Offiziers also nicht anfechtbar: sie wurde auch nicht angefochten. Zudem kannten ihn mehrere Offiziere an Bord; man wußte, daß er im Rang eines Schiffsleutnants stand, daß er zwar einer der jüngsten, aber auch einer der tüchtigsten Offiziere der französischen Marine war. Ein wohlverdientes Ansehen hatte ihm seine Teilnahme am Unabhängigkeitskriege eingebracht. Kein Wunder, daß ihm von der ersten Parade an, die er an Bord der "Syphanta" abnahm, die Mannschaft zujubelte.

"Offiziere und Matrosen," so hatte seine schlichte Ansprache gelautet, "ich kenne die Mission, mit der unsere "Syphanta" betraut worden ist. Wenn es unserm Herrgott gefällig ist, so werden wir unsere Mission erfüllen. Ehre Euerm Kapitän Stradena, der ruhmvollen Tod fand auf dieser Brücke! Ich rechne auf Euch! rechnet Ihr auf mich! ... Abtreten!"

Am Tage darauf, dem 2. März, in aller Frühe, ließ die Korvette die Küsten von Scio hinter sich, bald auch den Gipfel des Eliasberges, und hielt Kurs nach dem Norden des Archipels, ließ die Insel Mitylene, eine der größten derselben, im Osten und kam am andern Morgen in Höhe derselben. Hier hatten zu Beginn des Krieges, 1821, die Griechen über die türkische Flotte einen bedeutenden Vorteil errungen.

"Da war ich dabei," sagte Kapitän Todros zum Kommandanten d'Albaret; "das war im Mai. Wir waren an die 70 Briggs und damit hinter 5 Türkenschiffen, 4 Fregatten und 4 Korvetten her, die sich in den Hafen von Mitylene flüchteten. Ein Schiff, ein 74pfünder, brach aus, um von Konstantinopel Hilfe zu holen. Hui! war das eine Jagd! und mitsamt seinen 950 Matrosen flog der Racker in die Luft! Ja, Kommandant! da war ich dabei und hab' selber den Brand an die

Schwefel- und Pechhemden gelegt, die wir ihm über seinen Kiel gezogen hatten. Prächtige Garderobe, solche Hemden, halten sakrisch warm, Kommandant! empfehle sie Ihnen für vorkommende Fälle ... bei den Herren Korsaren natürlich!"

Es war ein Gaudium, Kapitän Todros mit echtem Vorstevenmanns-Humor von seinen Kriegstaten zur See erzählen zu hören! aber was er erzählte, das war auch erlebt und vollbracht, und richtig erlebt und vollbracht!

Nicht ohne triftigen Grund hatte sich Kapitän Henry d'Albaret, nachdem er das Kommando der Korvette übernommen, zum Kurs nach Norden entschlossen. Kurz vor seiner Abfahrt von Scio waren verdächtige Schiffe in der Nähe von Lemnos und Samothraka signalisiert worden. Ein paar Levantefahrer waren fast unmittelbar am Gestade der europäischen Türkei geplündert und in den Grund gebohrt worden. Vielleicht hielt es das Korsaren-Gesindel, seit die "Syphanta" ihnen so scharf auf den Haxen war, für klüger, sich in den nördlichen Gewässern des Archipels aufzuhalten, was man ihnen im Grunde bloß als Klugheit anrechnen konnte.

In den Gewässern von Mitylene war nichts zu finden, außer ein paar Kauffahrteischiffen, die sich an die Korvette anschlossen, deren Anwesenheit ihnen nur willkommen war.

Vierzehn Tage lang erfüllte die "Syphanta", obwohl sie unter dem schlimmen Wetter, das bei Tag- und Nachtgleiche immer eintritt, schwer zu leiden hatte, schlecht und recht ihre Mission. Ein paar scharf hintereinander einsetzende Böen zwangen sie, Sturmsegel zu setzen, und gaben Henry d'Albaret Gelegenheit, sich ein Urteil über die Seetüchtigkeit seines Schiffs sowohl als seiner Mannschaft zu bilden. Aber auch die Mannschaft gewann Respekt vor den taktischen Fähigkeiten ihres Kapitäns, über dessen Mut und Tapferkeit im Feuer Zweifel ohnehin nicht bestanden. Er wies sich aber nicht bloß als Taktiker, sondern auch als Praktiker auf See: er war im Handumdrehen mit allen "Finessen" seiner Mannschaft vertraut und wußte alle Vorteile, die ihm Schiff und Mannschaften boten, aufs klügste und geschickteste zu nützen. Dabei besaß er ein verwegenes Temperament, Seelenstärke, Kaltblütigkeit: mit einem Worte, er war Seemann durch und durch – vom Scheitel bis zur Sohle!

Während der zweiten Hälfte im März rekognoszierte die Korvette die Küsten von Lemnos. Diese Insel, die bedeutendste auf dieser Seite des ägäischen Meeres, mißt in der Länge 15, in der Breite 5-6 Meilen und war, gleichwie ihre Nachbarinsel Imbro, vom Unabhängigkeitskriege noch nicht berührt worden. Indessen waren die Korsarenschiffe hin und wieder bis vor ihre Reede gekommen und hatten Kauffahrer, auf der Ausfahrt begriffen, direkt in Sicht von Lemnos überfallen. Die Korvette steuerte, um Proviant und Munition

einzunehmen, in den momentan übervollen Hafen. Es befanden sich nämlich gerade auf der Inselwerft zahlreiche Schiffe im Bau, aber aus Furcht vor den Korsaren blieben dieselben, ohne seeklar gemacht zu werden, im Dock: zufolgedessen die Ueberfülle an Schiffen im Hafen.

Was der Kommandant der "Syphanta" in Lemnos erfuhr, konnte ihn nur bestimmen, nördlichen Kurs für seine Korvette zu halten. Wiederholt wurde sogar ihm und seinen Offizieren gegenüber der Name "Sakratif" laut.

"Ha!" rief Kapitän Todros, "wäre wirklich gespannt, diesem sakrischen Kerl mal Auge in Auge gegenüberzustehen. Kommt mir schier schon vor, als sei der ganze Kerl bloß Fabel! Wär mir doch wenigstens Beweis, daß er wirklich existiert!"

"Setzen Sie in seine Existenz etwa Zweifel?" fragte Henry d'Albaret lebhaft.

"Auf Seemannsehre, Kapitän!" erwiderte Todros, "wenn Sie meine wahre Meinung hören wollen, dann glaube ich nicht recht an diesen sakritischen Patron von Sakratif, ich wüßte auch niemand, der sich rühmen könnte damit, ihn je in seinem Leben gesehen zu haben! Vielleicht ist's ein sogenannter *nom de guerre,* den all diese Korsarenkapitäne, die hier zusammen ihr Unwesen treiben, reihum annehmen! Mag wohl schon mehr als einer, denk ich mir, der diesen stolzen Namen führte, an einer Raaspitze gebaumelt haben! Kommt übrigens nicht viel darauf an, wer von den Kerlen baumelt – Hauptsache ist, daß keiner dem Strick entrinnt! Na, dafür ist ja gesorgt!"

"So unmöglich ist das übrigens nicht, was Sie da sagen, Kapitän Todros!" meinte Henry d'Albaret, "das würde auch erklären, daß dieser Sakratif die Gabe, überall und nirgends zu sein, zu besitzen scheint."

"Sie haben recht, Kommandant," bemerkte einer der fränkischen Offiziere: "wenn Sakratif, wie behauptet wird, an verschiedenen Punkten zur gleichen Zeit und Stunde gesehen worden ist, dann muß er sich doch aus verschiedenen Personen zusammensetzen, dann muß der Name von mehreren Korsarenhäuptlingen zugleich geführt werden."

"Und wenn es sich so verhält, dann tun's die Schufte bloß, um ehrliche Leute, die auf sie Jagd machen, auf falsche Fährte zu locken!" versetzte Kapitän Todros; "aber ich sage Ihnen: ein schönes Mittel gibt's, diesen Namen aus der Welt zu schaffen, nämlich: alle Kerle fangen und hängen, die ihn führen; und alle desgleichen, die ihn nicht führen! Bloß auf diese Weise entwischt der richtige Sakratif, wenn er existiert, dem Stricke nicht, der ihm mit vollem Rechte gebührt!"

"Kapitän Todros," fragte nun Henry d'Albaret, "sind Sie denn niemals auf Ihren ersten Kreuzfahrten mit der "Syphanta" oder auch auf andern Fahrten, die Sie gemacht haben, einer Sakolewa von hundert Tonnen begegnet, die unter dem

Schilde "Karysta" segelt?"

"Niemals, Kommandant," antwortete Todros.

"Und Sie, meine Herren, auch nicht?" wandte sich der Kommandant an seine Offiziere.

Keiner von ihnen hatte je von einer Sakolewa "Karysta" gehört, und doch fuhren sie fast alle seit dem Beginn des Unabhängigkeitskrieges in diesen Gewässern.

"Der Kapitän dieser Sakolewa heißt Nikolas Starkos; auch dieser Name ist Ihnen nie zu Ohren gekommen?" fragte Henry d'Albaret weiter.

Keiner von den Offizieren hatte je solchen Namen gehört; wobei übrigens im Grunde kaum etwas Verwunderliches war, denn es handelte sich ja doch bloß um einen bloßen Kauffahrteikapitän, wie man ihrer in den Levantehäfen zu Hunderten begegnet. Ganz unklar meinte sich jedoch Kapitän Todros zu besinnen, den Namen Starkos einmal in Arkadia in Messenien, als er dort vor Anker lag, gehört zu haben, und zwar mußte so, wenn er sich nicht sehr irrte, der Kapitän eines jener Schmugglerschiffe heißen, die den Transport der von den türkischen Behörden in Sklaverei verkauften Kriegsgefangenen an die Küsten der Berberei übernehmen.

"Hm, das kann aber der Starkos nicht sein, nach welchem Sie fragen!" setzte er hinzu; "Sie sagen ja, der habe eine Sakolewa geführt? mit einer Sakolewa kann niemand solche Schmuggelgeschäfte treiben!"

"Allerdings nicht," pflichtete Henry d'Albaret bei und ließ das Gespräch fallen.

Daß ihm Nikolas Starkos in Gedanken lag, rührte daher, weil ihm das undurchdringliche Geheimnis von dem zwiefachen Verschwinden Hadschinas und Andronikas nicht aus den Gedanken kam. Diese beiden Namen wichen nun in seiner Erinnerung nicht mehr von einander.

Um den 25. März herum befand sich die "Syphanta" auf Höhe der Insel Samothrake, sechzig Meilen nördlich von Scio, nachdem sie das ganze zwischenliegende Küstengebiet aufs sorgsamste – die Schlupfhäfen, wohin sie selber nicht dringen konnte, durch ihre Boote – abgesucht hatte, ohne indessen auch nur den kleinsten Erfolg verzeichnen zu können.

Die Insel Samothrake war während des Krieges entsetzlich verwüstet worden und befand sich noch immer unter türkischem Joche. Die Annahme war also nicht ausgeschlossen, daß sich das Korsarengesindel in den zahlreichen Buchten dieser Insel, der ein eigentlicher Hafen fehlt, festgesetzt hatte. Um 5-6000 Fuß ragt der Berg Saoke über die Insel auf, und von dessen Spitze ist es für ausgestellte Wachtposten leicht, jedes Schiff, dessen Annäherung verdächtig zu sein scheint, zu bemerken und rechtzeitig zu melden. Hierdurch gewannen die

Korsaren Zeit zur Flucht, ehe sich ihre Einschließung bewerkstelligen ließ. Wahrscheinlich verhielt es sich so, denn auch in diesen vereinsamten Gewässern traf die "Syphanta" auf keinerlei Fahrzeug.

Henry d'Albaret richtete den Kurs nun nordwestlich in der Absicht, die Insel Thasos, etwa 20 Meilen von Samothrake entfernt, anzulaufen. Die Korvette mußte gegen eine kräftige Brise lavieren, fand aber bald Schutz am Lande und zufolgedessen eine ruhigere See, die ihr die Fahrt wesentlich erleichterte.

Seltsames Schicksal, das über diesen verschiedenen Inseln des Schicksals schwebte! Während Scio und Samothrake unter dem Türkenjoche so schwer zu leiden hatten, war an Thasos die Kriegsfurie ebenso vorübergezogen wie an Lemnos und Imbro. Dabei ist die gesamte Bevölkerung hier griechisch, herrscht noch altgriechische Sitte und sogar auch noch altgriechische Tracht. Die Türken, die seit Beginn des 15. Jahrhunderts im Besitz von Thasos sind, hätten hier also rauben und plündern können, ohne einer Spur von Widerstand zu begegnen, aber ein seltsames Privilegium, für das sich keine Erklärung finden ließ, hatte den Bewohnern von Thasos, trotzdem ihr Reichtum die Habgier der Türken hätte reizen müssen, bis jetzt Ruhe und Frieden gesichert. Indessen wäre ihnen dieses Glück, ohne die Ankunft der "Syphanta" in ihrer Reede, wohl kaum noch lange beschert geblieben. Am 2. April nämlich war der im Norden der Insel befindliche Hafen, der heute den Namen Pyrgo führt, von einer Korsaren-Landung ernstlich bedroht worden. Etwa ein halbes Dutzend ihrer Schiffe, Mistiken und Djemen unter dem Schutze einer Brigantine von etwa einem Dutzend Kanonen, kam in Sicht der Stadt. Gelang dem Gesindel die Landung, so brach über die Insel mit ihrer friedlichen, des Kampfes ungewohnten, jeglicher Streitmacht ermangelnden Bevölkerung ohne Frage das schwerste Unglück herein.

Kaum erschien jedoch die Korvette auf der Reede, als am Großmast der Brigantine ein Wimpel aufging und sämtliche Korsarenschiffe zur Schlacht formierten: ein Anzeichen von seltsamer Verwegenheit auf ihrer Seite! "Ob sie's riskieren sollten?" rief Kapitän Todros, bei zum Kommandanten auf die Brücke getreten war.

"Die Offensive ... oder Defensive?" versetzte, nicht wenig verwundert über die Haltung der Piraten, Henry d'Albaret.

"Mord und Brand! eher hätte ich gedacht, die Kerle würden mit allem Segelzeug, das sie setzen können, fliehen!"

"Schon besser, Kapitän Todros, sie stehen uns, als daß sie Fersengeld geben, denn dann würden uns doch schließlich ein paar entwischen ... am liebsten wäre es mir schon, sie griffen selber an! ... Signalisieren Sie "klar zum Gefecht!" Kapitän Todros."

Des Kommandanten Befehl wurde im Nu ausgeführt. Die Kanonen wurden geladen, die Lunten angesteckt, die Kugeln in Handweite der Bedienungsmannschaft aufgeschichtet; die Karronaden auf Deck wurden montiert, die Waffen, Musketen, Pistolen, Säbel und Enterbeile, unter die Mannschaft verteilt. Alles geschah so prompt und schneidig wie auf einem Kriegsschiffe, auf welchen Charakter die "Syphanta" im Grunde nicht Anspruch erheben konnte.

Unterdes rückte die Korvette an die Korsaren-Flottille heran; der Kommandant nahm die Brigantine aufs Korn: eine Breitseite sollte sie kampfunfähig machen; dann gedachte er sie anzurennen und zu entern. Wahrscheinlich rechneten aber die Korsaren, während sie scheinbar zum Kampfe rüsteten, bloß auf gute Gelegenheit zur Flucht. Wenn sie diese nicht schon früher ergriffen hatten, so trugen nicht sie die Schuld daran, sondern lediglich die Korvette, die sie überrumpelt hatte und jetzt die Ausfahrt sperrte. Es blieb den Korsaren also bloß übrig, so zu manövrieren, daß ihnen der Versuch eines gewaltsamen Durchbruchs gelang.

Eröffnet wurde das Feuer durch die Brigantine, die ihre Geschosse ins Mastwerk der Korvette dirigierte. Gelang es ihr, dem Feinde auch nur einen Mast zu rauben, so befand sie sich in erheblich besserer Möglichkeit, zu fliehen.

Die feindliche Salve strich etwa 7 Fuß hoch über das Deck der "Syphanta", zerriß ein paar Drissen, zerschlug ein paar Schoten und Raaen, zersplitterte ein Stück vom Deck zwischen Groß- und Besanmast und blessierte, aber nicht schwer, drei bis vier Mann; richtete also im großen und ganzen keinen ernstlichen Schaden an.

Henry d'Albaret gab nicht sofort Antwort; er ließ rechts auf die Brigantine zu halten und seine Salve erst abgeben, als der Rauch der ersten Schüsse sich verzogen hatte. Ein großes Glück für die Brigantine, daß ihr Kapitän unter Wahrnehmung der Brise hatte abschwenken können: so bekam er bloß ein paar Kugeln in den Rumpf über der Schwimmlinie. Ein paar Mann waren wohl gefallen, dadurch wurde sein Schiff aber nicht kampfunfähig.

Die Geschosse der Korvette, welche an der Brigantine vorbeigingen, waren nicht verloren, sondern hatten der durch die Schwenkung der Brigantine bloßgelegten Mistike die Backbordwand zerschlagen und zwar so energisch, daß sie sofort voll Wasser lief.

"Muß die Brigantine nicht dran glauben, dann ihr Begleitschiff, das sein Bohnendeputat weg hat!" rief einer der auf dem Vorsteven postierten "Syphanta"-Matrosen.

"Meine Weinration wett' ich, daß sie in fünf Minuten sinkt."

"In drei Minuten!"

"Ich pariere – und soll mir dein Wein so flott in den Schlund kollern, wie der Mistike das Wasser durch ihre Löcher in den Rumpf!"

"Sie sinkt! sie sinkt!"

"Bis zum Gürtel schon futsch ... gleich geht's ihr über den Rand! dann über den Kopf!"

"Hei! und die Satansbrut kopfüber hinein in die Fluten, um sich durch Schwimmen zu retten!"

"Na, ganz gescheit! Der Strick um den Hals ist ihnen lieber als zuviel Wasser im Bauche – lassen wir den Kerlen den Willen!"

Die Mistike sank tiefer und tiefer. Die Mannschaft war in das Meer gesprungen, in der Absicht, auf ein anderes Schiff hinüber zu gelangen. Dort hatte die Mannschaft aber anderes zu tun, als Kameraden aus dem Wasser zu fischen. Alles suchte bloß noch, sich das Entkommen zu sichern. Was im Wasser lag, fand den Tod durch Ertrinken. Kein einziges Stück Tau fand den Weg zu ihnen hinunter.

Zudem hatte die "Syphanta" eine zweite Breitlage gefeuert: auf eine Djerme, die quer vor sie geraten war; aller Masten, der ganzen Schanzkleidung beraubt, war die Djerme im Nu in einem Flammenmeer versunken; ein halbes Dutzend Brandkugeln hatte ihr Deck unter Feuer gesetzt.

Die beiden anderen kleinen Schiffe erkannten an diesem Resultate, daß sie gegen die Kanonen der Korvette nichts auszurichten vermochten; ja daß ihnen vor solchem Schnellsegler wie dieser Korvette kaum die Flucht gelingen würde. Der Kapitän der Brigantine ergriff deshalb die einzige rätliche Maßregel, wenn er seine Mannschaft retten wollte: er gab das Signal zum Sammeln. Im Nu hatten sich die Korsaren, eine Mistike und eine Djerme, nachdem sie Feuer an sie gelegt, im Stich lassend, an Bord der Brigantine geflüchtet.

Mistike und Djerme flogen in die Luft.

Aber die Mannschaft der Brigantine war um etwa hundert Mann verstärkt, also für den Enterkampf, falls ihnen die Flucht nicht gelänge, wesentlich besser gerüstet. Mit allen Mitteln suchte sie nun, die hohe See und die türkische Küste zu gewinnen. Zwischen den Klippen dort war sie sicher vor Verfolgung; denn wenn sie die Korvette vielleicht dort entdeckte, ihr nachsetzen in diese schmalen Gewässer konnte sie nicht. Mit allem Segelzeug, das sich setzen ließ, auf die Gefahr hin, daß ihr die Masten brachen, floh nun die Brigantine vor der "Syphanta".

"Famos!" schrie Kapitän Todros; "sollte mich faktisch wundern, wenn ihre Beine die gleiche Länge hätten, wie die unserer Korvette!"

Dann drehte er sich zum Kommandanten herum, der Befehle desselben gewärtig.

Im selben Moment wurde dessen Aufmerksamkeit nach anderer Seite hin in Anspruch genommen. Nicht die Brigantine mehr sah er: in seinem auf den Hafen von Thasos gerichteten Fernrohr kam ein leichtes Fahrzeug in Sicht, das mit allem Segeldruck das Weite zu gewinnen suchte.

Eine Sakolewa war es! Von steifer Nordwestbrise getragen, die ihr volle Segel zu setzen erlaubte, hatte sie die südliche Hafenzufahrt gewonnen, deren Passage ihr zufolge ihres geringen Tiefganges möglich war. Noch ein scharfer Blick zu ihr hinüber, dann warf Henry d'Albaret das Fernrohr beiseite. "Die "Karysta"!" schrie er.

"Was? die Sakolewe, von der Sie uns erzählt haben?" versetzte Todros.

"Dieselbe! und sonst was möchte ich opfern, wenn ich sie einholen ..."

Henry d'Albaret vollendete den Satz nicht. Zwischen der von einer zahlreichen Korsarenschar bemannten Brigantine und der "Karysta", trotzdem sie zweifelsohne von Nikolas Starkos befehligt war, durfte seine Pflicht nicht schwanken. Gab er die Verfolgung der Brigantine auf, gewann er die südliche Zufahrt, schnitt er der Sakolewa den Weg dort ab, dann mußte er sie abfangen, ganz ohne Zweifel! Aber das hätte bedeutet, sein persönliches dem allgemeinen Interesse zu opfern; solches durfte er nicht tun! Die Brigantine anrennen, ohne einen Moment zu säumen, sie entern und in den Grund bohren: das war seine Aufgabe, und diese Aufgabe vollbrachte er. Noch einen letzten Blick warf er auf die "Karysta", die mit erstaunlicher Geschwindigkeit durch die freigelassene Enge hinaus ins Meer schoß: dann kommandierte er zur Jagd auf den Korsaren, der sich in entgegengesetzter Richtung zu entfernen versuchte.

Bald schoß die "Syphanta" unter allem Segelzeug im Kielwasser der Brigantine einher. Zugleich wurden ihre Jagdgeschütze in Stellung gerückt, und da die beiden Schiffe bloß noch eine halbe Meile von einander waren, fing die Korvette an zu reden! Was sie redete, war jedenfalls nicht nach dem Schnabel der Brigantine. Um zwei Viertel luvend, probierte sie, ob es ihr gelänge, durch dieses neue Fahrtempo ihrem Gegner Vorsprung abzugewinnen.

Dies war jedoch nicht der Fall!

Der Steuermann auf der "Syphanta" drehte das Ruder leicht unter den Wind, und die Korvette luvte nun selber.

Eine ganze Stunde wurde die Jagd unter diesen Umständen fortgesetzt. Die Korsaren verloren sichtlich an Terrain; es war nicht mehr zweifelhaft, daß sie vor Einbruch der Nacht eingeholt wurden. Aber der Kampf zwischen den beiden Schiffen sollte auf andere Weise endigen.

Ein glücklicher Schuß der "Syphanta" raubte der Brigantine den Fockmast. Im Nu fiel sie unter Wind, und die Korvette brauchte nun bloß noch zu brassen, um in der nächsten Viertelstunde quer vor ihr zu liegen.

Da dröhnte – auf knapp halbe Kabellänge – eine furchtbare Salve von der "Syphanta" herüber: durch diese eiserne Lawine wurde die Brigantine gleichsam über Wasser gekippt; aber bloß ihr "totes Werk", also die über Wasser ragenden Teile waren getroffen worden, und sie sank nicht unter.

Nichtsdestoweniger sah der Kapitän, dessen Mannschaft durch diese letzte Salve stark gelichtet worden, das Nutzlose längeren Widerstandes und strich die Flagge.

Im Nu flogen die Boote der Korvette zur Brigantine hinüber und holten an Bord, was drüben noch lebte. Dann flogen die Brander ins Segelzeug, und die Brigantine ging in Flammen auf. Als der Brand die Wasserlinie erreichte, versank das Wrack in den Fluten.

Das war ein wackeres und erfolgreiches Stück Arbeit, das die "Syphanta" verrichtet hatte! Wer der Kapitän dieser Korsarenflottille war, wie er hieß, woher er gebürtig war, sein Vorleben und was sonst noch, das sollte niemand je erfahren, denn er verweigerte hartnäckig jede Antwort auf die ihm gestellten Fragen. Seine Kameraden schwiegen ganz ebenso; vielleicht wußten sie auch, wie das hin und wieder vorkam, gar nichts über das frühere Leben dessen, der das Kommando über sie führte. Aber daß es durchweg Korsaren waren, die man gefangen hatte, das stand außer Zweifel, und so wurde prompte Justiz an ihnen geübt.

Seltsame Gedanken hatte aber in Henry d'Albaret dies Auftauchen und Verschwinden der Sakolewa geweckt. Die Umstände, unter welchen sie aus Thasos entwichen war, mußten notwendigerweise Verdacht auf sie lenken. Hatte sie den Kampf zu sicherem Entweichen nützen wollen, in den die Korsarenflottille mit der Korvette verwickelt war? Scheute sie sich, der "Syphanta" gegenüberzutreten, die sie vielleicht erkannt hatte? Ein ehrliches Schiff wäre ruhig im Hafen verblieben, da doch die Korsaren bloß noch das Ziel verfolgten, hinauszugelangen! Dagegen hatte die "Karysta", auf die Gefahr hin, ihnen in die Hände zu fallen, so schleunig wie möglich gelichtet und das offne Meer zu gewinnen versucht! Zweideutiger konnte sie sich gar nicht verhalten, und man mußte sich notgedrungen sagen, daß sie im Bunde mit den Korsaren stand! Wahrlich! dem Kommandanten d'Albaret wäre es keine Ueberraschung mehr gewesen, in Nikolas Starkos einen Seeräubergenossen zu erkennen. Leider ließ sich jetzt bloß noch auf den Zufall rechnen, seine Fährte wieder zu finden. Die Nacht stand vor der Tür, und die "Syphanta" hätte, auch wenn sie den Kurs südlicher nahm, kaum Chancen gehabt, der Sakolewa wieder zu begegnen. Darum blieb Henry d'Albaret, so schmerzlich es ihm war, der Gelegenheit, die ihm Nikolas Starkos in die Hände spielen wollte, verlustig gegangen zu sein, nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu schicken. Dafür hatte er das

tröstliche Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben. Als Resultat des bei Thasos gewonnenen Sieges war die Zerstörung von fünf feindlichen Schiffen ohne erheblichen Verlust an Mannschaft zu verzeichnen. Vielleicht ergab sich hieraus, wenigstens auf eine Zeitlang, ein gewisser Grad von Sicherheit in den Gewässern des Archipels.

Elftes Kapitel.

Signale ohne Antwort.

Acht Tage nach dem Seekampf bei Thasos kreuzte die "Syphanta", nachdem sie von la Cavale bis Orfana alle Buchten der ottomanischen Küste abgesucht hatte, den Golf von Contessa, fuhr vom Kap Deprano bis zum Kap Paliuri an den Einfahrten zum Golf von Monte-Santo und zum Golf von Cassandra. Endlich, am 15. April, kamen ihr die Gipfel des Berges Athos aus Sicht, dessen höchste Spitze bis zu 2000 Meter über dem Meeresspiegel aufragt.

Kein verdächtiges Schiff wurde während dieser ganzen Fahrt bemerkt. Mehrmals kamen türkische Geschwader in Sicht; da die "Syphanta" aber unter korsiotischer Flagge fuhr, meinte sie, sich mit Schiffen nicht in Verbindung setzen zu sollen, denen ihr Kommandant lieber ein paar Kugeln in die Wanten gejagt als sein Kompliment durch Hutschwenken gemacht hätte.

Unter diesen Verhältnissen, am 26. April, erhielt Henry d'Albaret Kunde von einem Ereignis von hoher Wichtigkeit. Die verbündeten Mächte hatten beschlossen, jeden Sukkurs, der auf dem Seewege zu Ibrahims Truppen stoßen solle, aufzufangen. Außerdem erklärte Rußland an die Türkei offiziell den Krieg. Die Lage Griechenlands besserte sich also andauernd; ganz ohne Zweifel war ihm, wenn auch noch einige Zeit darüber hinginge, die Unabhängigkeit sicher.

Am 30. April war die Korvette bis zu den äußersten Grenzen des Golfs von Saloniki vorgedrungen, dem äußersten Punkte, den sie während dieser Kreuzfahrt im Nordwesten des Archipels erreichen sollte. Hier bekam sie noch Gelegenheit, Jagd auf ein paar Schebecken, Senalen und Polakren zu machen, die sich durch Flucht auf den Strand vor ihr retten konnten. Ging auch die Mannschaft dieser Fahrzeuge nicht bis auf den letzten Mann zu Grunde, so wurden doch wenigstens die Schiffe außer Fahrt gesetzt.

Die "Syphanta" schlug nun die Richtung nach Südosten ein, um die Südküste des Golfs von Saloniki abzusuchen. Aber wahrscheinlich war dort rechtzeitig Alarm geschlagen worden, denn kein einziger Korsar kam in Sicht. Da trug sich ein seltsames, schier unerklärliches Vorkommnis an Bord der Korvette zu.

Am 10. Mai sah Kommandant d'Albaret, als er in das Mannschaftsquartier trat, das sich unter dem ganzen Hinterdeck erstreckte, auf dem Tisch einen Brief liegen. Er nahm ihn, trat an die Hängelampe, die sich an der Decke schaukelte, und las die Aufschrift. Dieselbe lautete:

"An den Kapitän Henry d'Albaret, Kommandant der Korvette "Syphanta".

Auf See."

Henry d'Albaret meinte diese Handschrift zu kennen: sie ähnelte nämlich derjenigen des in Scio an ihn gelangten Schreibens, durch das ihm Nachricht gegeben worden war, daß an Bord der Korvette eine Stelle im Offizierkorps zu besetzen sei. Der Inhalt dieses unter so eigentümlichen Umständen, unter Umgehung der Post, an ihn gelangten Briefes lautete wie folgt:

> "Wenn Kommandant d'Albaret seine Fahrt durch den Archipel so einrichten würde, daß er in der ersten Septemberwoche vor der Insel Scarpanto kreuzte, würde er im Interesse aller ihm Unterstellten und zum Besten der ihm anvertrauten Interessen handeln."

Kein Datum und keine Unterschrift, ganz wie bei dem in Scio an ihn gelangten Briefe. Als Henry nun beide Handschriften miteinander verglich, konnte er sich vergewissern, daß beide von der gleichen Hand herrührten.

Wie war das zu erklären? Den ersten Brief hatte er durch die Post erhalten. Aber diesen Brief konnte nur jemand an Bord auf die Mannschaftstafel gelegt haben! Entweder mußte ihn dieser Jemand also seit Anbeginn der Fahrt in seinem Besitze gehabt haben, oder er war ihm an einem der Plätze, wo die "Syphanta" zuletzt vor Anker gelegen, eingehändigt worden. Ferner: vor einer Stunde, als der Kapitän durch das Quartier gegangen war, um seine Anordnung für die Nacht auf dem Deck zu treffen, hatte der Brief noch nicht dort gelegen, war also seit knapp einer Stunde erst dorthin gelegt worden.

Henry d'Albaret klingelte.

Ein Bootsmann erschien.

"Wer ist hier gewesen, so lange ich auf Deck war?" fragte Henry d'Albaret.

"Niemand, Kommandant," versetzte der Bootsmann.

"Niemand? ... Aber es hat doch niemand hereingelangen können, ohne daß du ihn gesehen hättest?"

"Niemand, Kommandant! denn ich bin keinen Augenblick von der Tür gewichen."

"Es ist gut!"

Der Bootsmann griff an die Mütze und verschwand.

"Daß ein Mann von Bord durch die Tür hätte hereinkommen können, ohne gesehen worden zu sein, erscheint mir selber tatsächlich nicht möglich. Aber kann nicht jemand bei sinkendem Tage bis zur äußeren Galerie gerutscht und zu einem Fenster des Quartierraums eingestiegen sein?"

Henry d'Albaret untersuchte die Luken, die nach dem Spiegel der Korvette zu lagen. Aber dort sowohl wie in seiner Kabine waren die Fenster von innen geschlossen. Es war also ganz ausgeschlossen, daß jemand von draußen zu einem Fenster hinein hätte gelangen können.

Im großen und ganzen war die Sache nicht danach beschaffen, Beunruhigung zu wecken, höchstens Ueberraschung, vielleicht auch jene Empfindung ungestillter Neugierde, die man einem schwer erklärlichen Vorgang gegenüber bekommt. Soviel stand zum wenigsten fest, daß der anonyme Brief in seine Hände gespielt worden war und daß er an keinen andern als an den Kommandanten der "Syphanta" hatte gelangen sollen.

Nach einiger Ueberlegung kam Henry d'Albaret zu dem Schlusse, daß es am klügsten sei, von der Sache niemand, auch nicht seinem zweiten Offizier, etwas zu sagen. Was hätte das nützen sollen? Zu erkennen gegeben hätte sich der geheimnisvolle Briefschreiber, gleichviel wer es war, doch ganz gewiß nicht!

Und wie sollte er sich nun zu dem Inhalt des Briefes stellen? sollte er ihm gemäß handeln?

"Gewiß!" sprach er bei sich; "der erste Brief, den ich in Scio bekam, hat mich nicht irre geführt, als er mich an Bord der "Syphanta" rief. Warum sollte mich der zweite irre führen wollen, wenn er mich Mitte September nach Scarpanto ruft? Wenn er es tut, so ganz gewiß nur zum Nutzen der mir anvertrauten Mission! Gewiß! ich ändere den Plan, den ich für meine Kreuzfahrten aufgestellt hatte, und werde zur angegebenen Zeit vor Scarpanto kreuzen!"

Henry d'Albaret verwahrte den Brief sorgfältig, der ihm diese neuen Weisungen erteilte, setzte sich vor seine Seekarte und legte sich einen neuen Fahrplan zurecht, der die vier Monate bis Ende August ausfüllte.

Die Insel Scarpanto liegt im Südwesten, am andern Ende des Archipels, nämlich etwa hundert Meilen in grader Fahrtlinie entfernt. An Zeit, die verschiedenen Küsten von Morea, wo es den Seeräubern leicht war, Unterschlupf zu finden, desgleichen die ganze, von der Mündung des Golfs von Aegina bis zur Insel Kreta reichende Cykladengruppe abzusuchen, würde es der Korvette nicht fehlen.

Im großen und ganzen bedingte die Rücksicht auf sein rechtzeitiges Eintreffen vor Scarpanto keine erhebliche Aenderung des vom Kommandanten bereits festgelegten Fahrplans, und am 20. Mai sichtete die "Syphanta", nachdem sie die Eilande Pelerissa, Peperi, Sarakino und Skantxura im Norden von Negroponte beobachtet, die Insel Skyros, die bedeutendste der neun Inseln, die jene Gruppe bilden, die im Altertum als Heimat der neun Musen zu gelten pflegte. In ihrem sicheren, großen Hafen mit gutem Untergrunde, Sankt Georgias, fiel es der "Syphanta" leicht, Proviant und Munition einzunehmen. Hierauf wurde die an Buchten und Baien reiche Küste aufs sorgfältigste abgesucht. Aber alle Nachforschungen blieben vergeblich. Das einzige, was Henry d'Albaret bekannt wurde, war, daß vor etwa 4 Wochen mehrere

Kauffahrer in diesen nämlichen Gewässern durch ein Schiff unter Piratenflagge überfallen, geplündert und in den Grund gebohrt worden seien, und daß als Kapitän dieses Schiffes der gefürchtete Sakratif genannt würde. Aber worauf diese letztere Behauptung fuße, vermochte niemand zusagen: so groß war die Ungewißheit, die über der Existenz dieser Persönlichkeit schwebte.

Die Korvette verließ Skyros nach einem Aufenthalt von 5–6 Tagen, näherte sich gegen Ende Mai der großen Insel Euböa, die auch Negroponte heißt, und suchte auch ihre Küsten von über 40 Meilen Länge mit aller Sorgfalt ab.

Euböa war bekanntlich eine der ersten Inseln, die mit in den Aufstand traten, und zwar schon 1821; aber die Türken behaupteten sich hartnäckig in den Citadellen von Negroponte und Karystos. Als sie durch Jussuf Pascha Verstärkung bekommen hatten, überschwemmten sie die ganze Insel mit Mord und Brand in ihrer gewohnten Weise, bis ihnen ein griechischer Führer, Diamantis, im September 1823 Einhalt tat. Nachdem es ihm gelungen war, die Türken in einen Hinterhalt zu locken, ließ er den größten Teil von ihnen über die Klinge springen und zwang die Flüchtigen, sich über die Meerenge nach Thessalien zu flüchten. Zuletzt gewannen aber die Türken durch ihre numerische Ueberlegenheit wieder die Oberhand und waren seit 1826 unumschränkte Herren der Insel, auch zur Zeit noch, als die "Syphanta" auf Höhe von Negroponte erschien. Von Bord aus konnte Henry d'Albaret diesen Schauplatz blutiger Kämpfe betrachten, an denen er persönlich beteiligt gewesen war.

Dieser Teil der Kreuzfahrt, während dessen es der "Syphanta" noch gelang, gegen 20 Korsarenschiffe, die sich bis zu den Cykladen herangewagt hatten, aufzubringen, nahm den ganzen Juni in Anspruch. Von da an hielt es aber ihr Kommandant für angezeigt, andern Kurs zu nehmen, und zwar direkt südwestlich. Am 2. Juli sichtete die "Syphanta" das vom Eliasberg beherrschte Zea, das Kos oder Keos des Altertums, ging dort im Hafen, einem der besten dieser Gewässer, vor Anker und umschiffte am 5. Juli Kap Colonna an der Südostspitze von Attika. Bis zum 10. Juli hatte sie unter Windstillen zu leiden, machte zufolgedessen vom Eingange zum Golf von Aegina bis zum Isthmus von Korinth nur langsame Fahrt, beständig scharf auf dem Auslug, denn in diesen schlecht befahrenen Meeren bei solcher Windstille wäre es ein paar hundert Booten nicht schwer gefallen, sich an sie heran zu machen. Es ließen sich auch wiederholt Boote sehen, über deren Absichten der Kommandant nicht im Zweifel sein konnte; sie trauten sich aber doch nicht zu dicht an die Geschütze und Musketen der Korvette heran.

Am 10. Juli kam wieder etwas Wind aus Norden auf – ein nicht geringer Vorteil für die "Syphanta", die nun, kurze Zeit in Sicht der kleinen Stadt Damala, schnell um Kap Skyli, die äußerste Spitze des Golfs von Nauplia, herum nach

Hydra segelte, wo sie am 11. ankam, um hierauf am 13. vor Spezzia zu erscheinen. Ueber die bedeutende Rolle, welche die Hydrioten und Spezzioten im griechischen Unabhängigkeitskriege spielten, wird der Leser wohl durch die Geschichte unterrichtet sein. Sie traten, zusammen mit den Ipsarioten, mit über 300 Kauffahrteischiffen, die sie zu Kriegsschiffen wandelten, in den Krieg und kämpften nicht ohne Glück gegen die Türkenflotte. Hier stand die Wiege jener Geschlechter der Konduriotis, Tombasis, Miaulis, Orlandos, die mit Geld und Blut ihre Schuld dem Vaterlande zahlten. Von hier aus stachen jene schreckliche Brander in See, die den Türken die Hölle so furchtbar heiß machen sollten. Trotz der vielen Revolten im Innern wurden deshalb diese beiden Inseln auch niemals von einem Fuße der Bedrücker betreten. Jetzt war die Stunde nicht mehr fern, wo auch sie zu dem neuen Königreich geschlagen und mit den Kreisen Korinth und Argolis zwei Eparchieen bilden sollten.

Am 20. Juli ging die Korvette im Hafen von Harmopolis auf der Insel Syra vor Anker, der Heimat des von Homer so lieblich besungenen "Helden der Treue" Eumeos. Zur Zeit diente sie noch all denen als Zuflucht, die durch die Türken vom Festlande verjagt worden waren. In keinem Hafen Frankreichs hätte der junge Kommandant besser und herzlicher aufgenommen werden können, als hier in Syra, dessen katholischer Bischof unter Frankreichs Schutze stand und alles aufbot, der Mannschaft der "Syra" zu dienen.

Ein einziger Verdruß mischte sich in seine Freude über diesen Empfang: daß er nicht drei Tage früher hierher gekommen war! Aus einer Unterhaltung mit dem französischen Konsul erfuhr er nämlich, daß eine Sakolewa des Namens "Karysta" unter griechischer Flagge vor etwa 60 Stunden erst aus dem Hafen gesteuert sei. Hieraus mußte er schließen, daß sich die Sakolewa nach ihrer Flucht aus dem Hafen von Thasos während des Kampfes der Korvette mit den Korsaren nach den südlichen Gestaden des Archipels begeben habe.

"Ueber das Ziel ihrer Fahrt ist nichts bekannt?" fragte Henry d'Albaret lebhaft.

"Soweit ich gehört habe," antwortete der Konsul, "ist sie nach den südöstlichen Inseln gesegelt, wenn nicht nach einem Hafen von Kreta."

"Verkehr mit ihrem Kapitän hatten Sie nicht?" fragte d'Albaret.

"Nein, Kommandant."

"Ob der Kapitän Nikolas Starkos hieß, wissen Sie auch nicht?"

"Nein, Kommandant."

"Daß die Sakolewa zur Piratenflottille gehört, die diesen Teil des Archivs unsicher macht, ließ nichts argwöhnen?" fragte d'Albaret.

"Nichts, Kommandant! aber wenn dem so gewesen sein sollte," versetzte der Konsul, "so wäre es an sich nicht verwunderlich, wenn sie nach Kreta gesegelt

wäre, denn dort stehen diesem Gesindel gewisse Häfen beständig offen."

Diese Nachricht konnte nicht ermangeln, den Kommandanten der "Syphanta", wie alles, was sich direkt oder indirekt auf das Verschwinden Hadschina Elisundos beziehen ließ, in lebhafte Erregung zu versetzen. Es war wirklich ein böser Zufall, der ihn erst drei Tage nach Ausfahrt der Sakolewa hierher kommen ließ. Aber vielleicht gelang es der Korvette, die ja dieselbe Richtung verfolgen sollte, der auf südlicher Fahrt begriffenen Sakolewa noch beizukommen! Henry d'Albaret, von einem glühenden Verlangen, Nikolas Starkos Auge in Auge gegenüber zu treten, beseelt, verließ Syra noch am nämlichen Abend, dem 21. Juli, nachdem sich eine Brise aufgenommen hatte, die, dem Barometer nach zu urteilen, sich rasch auffrischen mußte.

Vierzehn Tage lang suchte nun Henry d'Albaret, wie hier verzeichnet werden muß, die Sakolewa ebenso vergeblich wie die Korsaren. Ganz entschieden rangierte, seiner Meinung nach, die "Karysta" mit den Korsaren völlig gleich und verdiente keine andere Behandlung als sie. Aber alle Bemühungen blieben vergeblich: es ließ sich keine Spur von der Sakolewa finden.

Auf Naxos, dessen Häfen man sämtlich anfuhr, war die "Karysta" nicht vor Anker gegangen. Zwischen Eilanden um diese Insel her erfuhr man nichts Besseres. Ueberhaupt war hier, trotz dem bedeutenden Handel, der zwischen diesen reichen Cykladen getrieben wird, trotz der guten Aussicht auf Beute, die hier lockte, von Korsarenschiffen und Korsaren keine Spur vorhanden!

Ganz ebenso verhielt es sich auf Paros, das von Naxos bloß durch einen Kanal von 7 Meilen Breite geschieden wird. Nirgendswo, weder in Parkia, Naussa, Santa Maria, noch in Augula oder Diko war Nikolas Starkos angelaufen. Ganz entschieden hatte sich die Sakolewa, die der französische Konsul auf Syra vermutete, nach einem Küstenplatze von Kreta begeben.

Am 9. August ging die "Syphanta" im Hafen von Milo vor Anker. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts reich und gesegnet, seitdem durch vulkanische Erschütterungen in Armut gestürzt und verseucht durch schlimme Bodenausdünstung, war Milo ganz entschieden für räuberisches Gesindel kein verlockender Aufenthalt. Kein Wunder also, daß sich auch hier alle Nachforschungen umsonst erwiesen. Immerhin legte aber die gänzliche Abwesenheit in den Gewässern der Cykladen dieses dort sonst gewissermaßen zu den Stammgästen zählenden Korsarengesindels die Frage nahe, ob ihm die Heranfahrt der "Syphanta" nicht rechtzeitig signalisiert worden sei, daß es Zeit zur Flucht gefunden haben konnte. Im Norden des Archipels hatte ihnen ja die Korvette Schaden gerade genug zugefügt, daß die im Süden aufhältlichen ihr schließlich lieber ganz aus dem Wege gingen.

Darüber kam der 14. August heran. Bloß noch zwei Wochen blieben Frist für

die Fahrt nach Scarpanto, wo die "Syphanta" in den ersten Septembertagen ankern sollte. Von der Cykladengruppe aus hatte sie in direkt südlicher Richtung nur noch 70–80 Meilen zu fahren. Dieser Meeresarm wird von der langen Küste von Kreta eingeschlossen. Schon zeigten sich über dem Horizont die höchsten, von ewigem Schnee bedeckten Bergspitzen der Insel.

Auf Kreta zu beschloß Kommandant d'Albaret seinen Kurs zu nehmen. In Sicht von Kreta gelangt, brauchte er bloß nach Osten zu drehen, um Scarpanto zu erreichen.

Am 15. August traten die Höhen dieser größten Insel des ganzen Archipels in malerischen Konturen auf klarem Horizont vom Kap Spada bis zum Kap Stavros scharf in Sicht. Noch verdeckte eine scharfe Ausbiegung der Küste die Bucht, in deren Hintergrunde sich Kandia, die Hauptstadt, erhebt.

"Sie denken, in einem der Inselhäfen vor Anker zu gehen, Kapitän?" fragte Kapitän Todros.

"Kreta ist noch immer in türkischen Händen," erwiderte Henry d'Albaret; "ich glaube, wir haben dort nicht recht was zu suchen. Nach den mir in Syra gewordenen Mitteilungen haben sich Mustafas Truppen jetzt auch Retimos bemächtigt, sind also jetzt, trotz der Tapferkeit der Sphakioten, Herren der ganzen Insel ... aber die nordwestliche Küste umschiffen wir, denke ich, und kreuzen ein paar Tage auf der Höhe von Grabusa."

Das war entschieden das richtigere; denn in den übelberufenen Gewässern von Grabusa konnte sich leicht für die "Syphanta", die nun schon vier Wochen lang keinen Schuß mehr getan, Gelegenheit finden zu Renkontres mit den gesuchten Korsaren: unmöglich war es sogar keineswegs, daß die Sakolewa, wenn sie nach Kreta gesegelt war, in Grabusa vor Anker lag.

Grabusa war zur Zeit, da diese Erzählung spielt, tatsächlich noch das richtige Korsarennest. Vor etwa 7 Monaten war es Maurocordato mit einem Korps regulärer Truppen gelungen, diesen gefährlichen Schlupfwinkel zu säubern, aber erst, als ihm eine englisch-französische Flotte zu Hilfe geeilt war. Da sich damals die kretensischen Behörden direkt geweigert hatten, etwa ein Dutzend Korsaren auszuliefern, und erst durch die Beschießung der Citadelle, durch Verbrennung mehrerer Schiffe und Landung eines Korps durch die Engländer hierzu gezwungen worden waren, lag die Vermutung nahe, daß die Korsaren, seit das verbündete Geschwader Kreta verlassen hatte, die gastfreundlichen Häfen dort nach wie vor aufsuchten. Darum entschloß sich Henry d'Albaret, Scarpanto auf dem Seewege an der Südküste von Kreta entlang, der an Grabusa vorbeiführte, zu gewinnen.

Das Wetter war günstig. Zudem herrscht unter diesem glücklichen Klima der Winter nur vier Wochen: im Dezember setzt er ein und ist im Januar schon zu

Ende. Fürwahr! eine glückliche Insel, dies Kreta, die Heimat des Königs Minos und des Luftschiffers Dädalos! Sandte doch auch Hippokrates seine vielen Kranken zur Genesung nach den Gefilden von Kreta!

Sechs volle Tage suchte Kommandant d'Albaret die ganze Westküste zwischen Grabusa und Kisamo ab. Verschiedene Schiffe, Feluken oder Schebecken, sämtlich Kauffahrer, fuhren aus dem Hafen. Die "Syphanta" hielt mehrere an und fühlte ihnen auf den Zahn, bekam aber keinerlei Veranlassung, die ihr gewordenen Auskünfte zu bemängeln oder Verdacht zu schöpfen. Auf die ihnen gestellten Fragen, ob Korsaren im Hafen lägen, gaben sie äußerst vorsichtige Auskunft. Es ließ sich merken, daß sie sich nicht in Gefahr setzen mochten. Nicht einmal soviel konnte Henry d'Albaret erfahren, ob sich die Sakolewa "Karysta" momentan im Hafen befand.

Die Korvette erweiterte nun ihren Beobachtungsrayon bis zum Kap Crio. Am 22. durchfuhr sie das Libysche Meer, sich möglichst dicht an der Küste haltend, was hier insofern leichter war als im kretensischen Meer gegenüber, weil das Land bei weitem nicht so zerrissen und mit Vorgebirgen bespickt war, wie Kreta. Nach Norden hin stieg nun die Kette des Asprovuna-Gebirges auf, die nach Osten zu von dem vielverherrlichten Ida überragt wird, dessen ewiger Schnee selbst der Sonne des Archipels zu trotzen vermag.

Ohne in einem der kleinen Küstenhäfen vor Anker zu gehen, hielt die Korvette doch wiederholt auf offener See, in Sicht von halber Meile von Rumeli, Anopoli und Sphakia; aber kein einziges Korsarenschiff konnten die Wachen an Bord in diesen Gewässern stellen.

Am 27. August umsegelte die "Syphanta" die große Bai von Messara, dann das Kap Matala, die südlichste Spitze von Kreta, dessen Breite an dieser Stelle kaum 10–12 Meilen beträgt. Die ganze Kreuzfahrt schien resultatlos verlaufen zu sollen. Tatsächlich passieren ja auch in dieser Breite nur wenig Schiffe das Libysche Meer, in der Regel fahren sie weiter nördlich durch den Archipel oder weiter südlich an den Küsten Aegyptens hin. Henry d'Albaret war schon entschlossen, direkt auf Scarpanto hin zu steuern, auf die Gefahr hin, dort früher einzutreffen als der geheimnisvolle Brief bestimmte: als am Abend des 29. Augusts seinen Plänen eine andere Richtung gegeben wurde.

Es war in der sechsten Abendstunde. Der Kommandant, der zweite Offizier und andere Herren vom Stabe standen, im Anblick des Kap Matala versunken, auf der Brücke. Da ertönte von der kleinen Bramstenge herüber aus dem Munde des Wachmannes der Ruf:

"Schiff auf Backbord in Sicht!"

Im Nu flogen die Fernrohre an die Augen, mit Richtung über Backbord hinaus. Ein paar Meilen vom Schiffe sahen sie den gemeldeten Punkt.

"Richtig," sagte der Kommandant, "dicht am Lande segelt dort ein Schiff ..."

"Eins, das mit der Küste genau Bescheid wissen muß, sonst führe es so dicht nicht heran," bemerkte Todros.

"Hat es seine Wimpel gehißt?"

"Nein, Kommandant," versetzte einer der Offiziere.

"Fragt die Wachen, ob es sich feststellen läßt, welcher Nationalität das Schiff angehört!"

Der Befehl wurde im Nu ausgeführt. Gleich darauf kam die Antwort, daß weder an der Gaffel noch am Topp ein Wimpel flattere.

Indessen war es noch hell genug, um wenigstens festzustellen, welcher Gattung von Fahrzeugen das Schiff angehöre.

Es war eine Brigg, deren großer Mast auffällig achterwärts geneigt war. Außerordentlich lang, von sehr zierlicher Form, übermäßig hoch bemastet, mit breiten Raaen versehen, konnte es, soweit sich auf die vorhandene Distanz hin schätzen ließ, 7–800 Tonnen messen und mußte unter jedem Winde hohe Fahrt machen können. Aber war es armiert? Führte es Geschütze an Bord oder nicht? waren die Wände mit Stückpforten versehen oder nicht? Das festzustellen waren die besten Fernrohre nicht imstande.

Eine Distanz von reichlich vier Seemeilen trennte jetzt die Brigg noch von der Korvette. Zudem stand die Sonne dem Sinken nahe. Es begann zu dämmern, und drüben am Lande herrschte schon ziemlich starkes Dunkel.

"Seltsames Fahrzeug!" meinte Kapitän Todros.

"Sieht fast so aus, als suche es zwischen Platana-Insel und Küste zu passieren," setzte ein Offizier hinzu.

"Ja! wie ein Schiff, dem es leid tut, daß es sich hat sehen lassen," erwiderte Todros, "und sich nun verkriechen möchte."

Henry d'Albaret äußerte sich nicht; augenscheinlich war er aber gleicher Meinung mit seinen Offizieren. Ihr Manöver in diesem Augenblick mußte die Brigg höchst verdächtig erscheinen lassen.

"Kapitän Todros," sagte er endlich, "wir dürfen dem Schiff während der Nacht nicht aus dem Kiel kommen. Wir bleiben ihm scharf hinterher. Damit es uns nicht sieht, werden alle Lichter an Bord gelöscht."

Die Befehle waren im Nu ausgeführt. Solange die Brigg unter dem hohen Lande, an dem sie hinfuhr, sichtbar war, wurde sie beobachtet, und kaum graute am andern Tage der Morgen, als Henry d'Albaret auf dem Vorsteven stand, lauernd, daß sich die Nebeldünste von der Meeresfläche hoben.

Gegen 7 Uhr zerteilte sich der Nebel. Alle Fernrohre flogen vor die Augen, in östlicher Richtung.

Die Brigg fuhr noch immer am Lande hin, jetzt etwa 6 Meilen vor der

Korvette, auf der Höhe des Kaps Alikaporitha. Sie hatte also während der Nacht merklich an Vorsprung gewonnen und zwar, ohne daß sie ihr Segelzeug vermehrt hätte; denn sie fuhr noch immer nur unter ihrem Ober- und Unterbram-, Fock- und Gaffelsegel, während sie Großsegel und Klüver noch eingebunden führte.

"Sieht freilich nicht aus wie ein Schiff, das ausreißen möchte," meinte der zweite Offizier.

"Gleichviel!" versetzte der Kommandant. "Versuchen wir, es näher vor die Augen zu bekommen! Direkt zuhalten auf das Schiff, Kapitän Todros!"

Die Pfeife ertönte, als Signal, die Obersegel zu setzen – die Korvette gewann merklich an Geschwindigkeit.

Aber jedenfalls lag der Brigg daran, an Fahrt nicht hinter der Korvette zu bleiben, denn sie setzte ihren Klüverjäger und ihr großes Stagsegel – sonst nichts! Indessen fuhr sie nach wie vor im Küstenwasser, und zwar so scharf wie irgend möglich am Lande.

Gegen 10 Uhr vormittags hatte die Korvette, ob nun besser vom Winde begünstigt oder weil das unbekannte Schiff ihr etwas Vorsprung gönnte, der Brigg etwa 4 Meilen abgewonnen.

Nun konnte man sich ein besseres Bild von ihr machen. Sie war mit etwa zwei Dutzend Karronaden bespickt und mußte, obwohl sie haarscharf über Wasser fuhr, ein Zwischendeck haben.

"Die Flagge gehißt!" kommandierte Henry d'Albaret.

An der Gaffel ging die Flagge hoch und wurde mit einem Kanonenschlag begleitet. Das hieß: die Korvette wollte Klarheit über die Nationalität des Schiffs in Sicht erlangen. Keine Antwort erfolgte aber auf dies Signal. Die Brigg änderte weder Kurs noch Tempo und drehte um eine Quart bei, um die Bai von Keraton zu umschiffen.

"Nicht eben höflich, der Patron!" meinten die Matrosen.

"Vielleicht aber klug," antwortete ein alter Bootsmann, der am Besanmast lehnte; "Sieht mit seinem gekippten Mast ganz aus wie einer, dem der Hut schief auf dem Kopfe sitzt und der keine Lust hat, sich den Rand durch's Grüßen zu verschandeln!"

Ein zweiter Kanonenschlag fuhr aus der Jagdluke der Korvette – wieder umsonst! Die Brigg zeigte kein Wimpel, keine Flagge, sondern fuhr gelassen ihren Kurs, ohne sich im geringsten um die Aufforderungen der Korvette zu scheren.

Nun kam es zwischen den beiden Schiffen zu einem echten Rennen. Alles was an Segelzeug da war, hing über dem Deck der "Syphanta"; aber auch die Brigg setzte, was sie noch setzen konnte, und hielt unverrückbar Distanz.

"Der Racker hat den Teufel oder ein Teufelswerk im Leibe!" rief der alte

Bootsmann am Besanmast.

Wenn die Wahrheit gesagt werden soll, so fing an Bord der Korvette die Stimmung wild zu werden an, nicht bloß bei der Mannschaft, sondern auch bei den Offizieren und nicht am wenigsten von allen bei dem vor Ungeduld tatsächlich vergehenden Todros. Mord und Brand! seinen Prisenteil hätte er geopfert, wenn er die Brigg hätte anrennen können, mochte sie sonst wem angehören!

Die "Syphanta" war am Vorderschiff mit einem Geschütz armiert, das eine bedeutende Tragweite hatte und eine Vollkugel von 30 Pfund wohl auf 2 Seemeilen schleudern konnte.

Kommandant d'Albaret, ruhig, wenigstens dem Anschein nach, gab Befehl zum Feuern.

Der Schuß krachte. Aber die Kugel schlug, nachdem sie rikoschettiert hatte, etwa 20 Fadenlängen von der Brigg ins Wasser.

Statt aller Antwort setzte die Brigg ihre obern Bonnetten und hatte bald die Distanz, die sie von der Korvette schied, erhöht.

Sollte die Korvette auf die Beute verzichten? sollte sie noch mehr Segel setzen? von neuem feuern? Für ein so flinkes Schiff wie die "Syphanta" war der Fall höchst deprimierend!

Darüber sank die Nacht hernieder. Die Korvette segelte etwa in Höhe von Peristera. Die Brise frischte merklich auf, daß es notwendig wurde, die Bonnetten wieder einzuholen und ein bescheidenes Segelzeug für die Nacht aufzumachen.

Der Kommandant war der Meinung, daß man am kommenden Tage von dem Schiffe wohl kaum noch etwas sehen würde, nicht mal die Mastspitzen mehr, die ihm vielleicht der Horizont im Osten, vielleicht ein Küstenvorsprung verdecken würde.

Er irrte sich.

Bei Sonnenaufgang war die Brigg noch immer in Sicht, noch immer in Fahrt, noch immer in der gleichen Distanz. Es war fast, als wenn sie ihr Tempo nach dem der Korvette einrichtete.

"Hätt' uns der Satan von Brigg im Schlepptau," hieß es auf dem Vorderschiff, "so wär' die Geschichte um kein Haar anders!"

Ein wahres Wort – ohne Widerrede!

Da bog die Brigg, die in den Kanal zwischen der Insel Kufonisi und dem Festlande eingefahren war, um die Spitze von Kakialithi, um an der östlichen Küste von Kreta herauszufahren.

Wollte sie Zuflucht in einem Hafen suchen? oder in der Tiefe eines der schmalen Kanäle der Küste verschwinden?

Keins von beiden!

Um 7 Uhr morgens herum schwenkte die Brigg in nordöstlicher Richtung ab und segelte frank und frei ins offene Meer hinaus.

"Sollte sie nach Scarpanto steuern?" fragte sich, nicht ohne Verwunderung, Henry d'Albaret ... und unter einer Brise, die steifer und steifer wurde, setzte er, unter Gefahr, einen Teil seines Mastwerkes glatt am Deck zu brechen, diese Jagd ohne Ende fort, deren Aufgabe ihm das Interesse seiner Mission nicht minder als die Ehre seines Schiffs verbot.

Dort, in jenem nach allen Windrichtungen offen liegenden Teile des Archipels, mitten in dem großen, nicht mehr von den hohen Bergen Kretas beengten Meere schien es im Anfang, als wenn die "Syphanta" der Brigg wieder Vorsprung abgewinnen wollte. Gegen 1 Uhr nachmittags war die Entfernung zwischen den beiden Schiffen auf drei Meilen verringert. Noch ein paar Kugeln wurden zur "Karysta" hinüber gejagt; sie konnten aber nicht bis zum Ziele gelangen und bewirkten in der Fahrt der Brigg keine Veränderung.

Schon erschienen die Gipfel von Scarpanto hinter dem Eilande Caso, das an der Spitze der Insel hängt wie Sizilien an der von Italien, am Horizont.

Der Kommandant d'Albaret konnte nun, und seine Offiziere und Mannschaft mit ihm, hoffen, daß sie endlich mit diesem geheimnisvollen Schiffe, das unhöflich genug war, weder auf Signale noch auf Kanonenschläge zu antworten, Bekanntschaft machen würden.

Aber gegen 5 Uhr, als die Brise wieder abgeflaut hatte, gewann die Brigg wieder Vorsprung.

"Ha! der Schweinekerl! ... dem steht der Satan in Person bei! ... der Hund entwischt uns noch!" schrie Kapitän Todros.

Alles, was ein erfahrener Seemann zu tun vermag, um die Fahrgeschwindigkeit seines Schiffes zu erhöhen, geschah nun auf der Korvette: die Segel wurden mit Wasser begossen, um das Gewebe zu steifen, die Hängematten wurden gespannt, um dem Winde noch etwas Fläche zu schaffen, kurz: nichts unversucht gelassen – auch nicht ohne allen Erfolg, denn gegen 7 Uhr, kurz nach Sonnenuntergang, trennten höchstens zwei Meilen noch die beiden Schiffe.

Aber unter diesem Breitengrade bricht die Nacht schnell herein. Die Dämmerung ist von kurzer Dauer. Wollte die Korvette die Brigg noch vor Nacht erreichen, so mußte sie ihre Geschwindigkeit noch immer verstärken.

Da fuhr die Brigg zwischen die Eilande Caso-Pulo und die Insel Casos ein. Bei der Biegung, die diese letztere macht, im Grunde der schmalen Enge, die sie von Scarpanto trennt, fing sie an, außer Sicht zu kommen.

Eine halbe Stunde hinter ihr her kam die "Syphanta" an dieselbe Enge,

immer weit genug vom Strande ab, um guten Segelwind zu behalten. Noch war es hell genug, um ein Schiff von solcher Größe auf mehrere Meilen im Umkreise zu erkennen.

Aber – die Brigg war verschwunden.

Zwölftes Kapitel.

Auktion in Scarpanto.

Wenn Kreta, wie die Fabel erzählte, die Wiege der Götter war, so war das Karpathos des Altertums, das heutige Scarpanto, die Wiege der Titanen, der kühnsten unter ihren Widersachern. Die Seeräuber der Neuzeit, insofern als sie nur einfachen Sterblichen zu Leibe gehen, dürfen ganz sicher als die würdigen Abkömmlinge dieser mythologischen Missetäter gelten, die vor dem Sturm auf den Olymp nicht zurückscheuten. Zur Zeit unserer Erzählung hatte es nun ganz den Anschein, als ob der Abschaum der gesamten Welt sein Hauptquartier auf dieser Insel aufgeschlagen hätte, auf der die vier Söhne des Japetos, die Enkel Titans und der Erde, das Licht der Welt erblickten.

Wahrlich! Scarpanto war auch der richtige Schlupfwinkel des Archipels für Korsarengesindel. Ziemlich isoliert am südöstlichen Ende dieser Meere und über 40 Meilen von der Insel Rhodus gelegen, sind seine hohen Berggipfel schon von weitem sichtbar. Bei einem Durchmesser von 20 Meilen ist die Insel zerstückelt, ausgefranst, ausgebuchtet in viele Zacken, die durch unendlich viele Klippen beschützt werden. Hat, wie es der Fall ist, die Insel ihren Namen den sie umgebenden Gewässern geliehen, so ist der Grund hierfür in dem Respekt zu suchen, in den sie sich bei den Alten schon ebenso gut zu setzen gewußt hat wie bei den Neuen. Wer nicht im Karpathischen Meere zu Hause und alt geworden ist, für den ist es noch immer ein gefährliches Ding, sich hinauf zu wagen. Und wie heute, war es genau im Altertum.

Indessen fehlt es der Insel, welche die letzte Perle in dem großen Rosenkranze der Sporaden bildet, keineswegs an guten Ankerplätzen. Vom Kap Pernisa bis zum Kap Bonandra und zum Kap Andemo auf ihrer Nordküste lassen sich zahlreiche Zufluchtsplätze finden. Die 4 Häfen Agata, Porto di Tristano, Porto Grato und Porto Malo Nato wurden ehedem stark von Levantefahrern angesprochen, bevor ihnen Rhodus ihre kommerzielle Bedeutung nahm. Jetzt haben nur sehr wenige Schiffe noch Interesse, hier vor Anker zu gehen.

Scarpanto ist eine griechische Insel oder wird wenigstens von einer griechischen Bevölkerung bewohnt, gehört aber zum ottomanischen Reiche. Auch als das Königreich Griechenland endgültig errichtet worden war, verblieb sie im Besitze der Türken unter der Verwaltung eines einfachen Kadi, der damals eine Art Feste bewohnte, die oberhalb der neuen Burg von Arlassa liegt.

Zur Zeit unserer Erzählung würde der Leser hier eine große Zahl von Türken

angetroffen haben, die bei den Inselbewohnern, die sich am Unabhängigkeitskriege nicht beteiligt hatten, eine, wie man sagen muß, durchaus nicht schlechte Aufnahme fanden. Allmählich zum Mittelpunkte von Handelsgeschäften geworden, wie sie verbrecherischer nicht mehr zu denken sind, waren auf Scarpanto Schiffe ottomanischer Herkunft ganz ebenso willkommen wie Korsarenschiffe, die ihre Gefangenenfrachten hier ausluden. In Scarpanto fanden sich die Mäkler von Kleinasien ebenso ein wie diejenigen aus den Barbareskenstaaten, um sich auf einem bedeutenden Jahrmarkte, zu dem Menschenware angefahren wurde, einander zu überbieten. Hier wurden Auktionen abgehalten, hier wurden die Preise für Angebot und Nachfrage festgesetzt. Der Kadi war, wie gesagt werden muß, hierbei gewiß nicht mindestbeteiligte Person, denn er fungierte als Auktionator und die Händler hätten es als einen Verstoß gegen kaufmännische Pflicht angesehen, wenn sie ihm nicht einen gewissen Satz vom Hundert ihrer Ware abgegeben hätten.

Der Transport dieser Unglücklichen nach den Bazaren von Smyrna oder Afrika wurde auf Schiffen bewirkt, die in der Regel in dem an der Westküste gelegenen Hafen von Arkassa ihre Fracht einnahmen. Reichten die Schiffe nicht aus, so wurde Ersatz von der gegenüberliegenden Küste herangeholt, und die Korsaren weigerten sich niemals, sich zu diesem erbärmlichen Geschäft herzugeben.

Als die "Syphanta" vor Scarpanto sich einfand, lagen im Osten der Insel, in den Tiefen fast unauffindbarer Wasserläufe, an zwei Dutzend größerer und kleinerer Fahrzeuge, mit einer Besatzung von 12–1300 Mann. Diese Flottille wartete bloß auf ihren Anführer, um auf neue Verbrechensfahrten auszuziehen.

Am 2. September abends ging die "Syphanta" eine Kabellänge von der Mole, auf trefflichem Untergrunde von 10 Faden Tiefe, im Hafen von Arkassa vor Anker. Henry d'Albaret war, als er den Fuß auf die Insel setzte, kaum einen Moment im Zweifel, daß ihn der Zufall direkt zum Hauptmarktplatze für den Sklavenhandel geführt hatte.

"Meinen Sie eine Zeitlang in Arkassa vor Anker zu bleiben, Kommandant?" fragte Kapitän Todros, als das Schiff festlag.

"Kann es noch nicht sagen," erwiderte d'Albaret; "es können Umstände eintreten, die uns zu sofortiger Abfahrt zwingen, aber auch andere, die uns zum Bleiben bestimmen können."

"Wird die Mannschaft ans Land gehen?"

"Ja, aber bloß rondenweis; die halbe Mannschaft soll immer an Bord konsigniert bleiben."

"Zu Befehl, Kommandant!" versetzte Todros; "wir stecken hier mehr in türkischem als in griechischem Lande, und die Klugheit gebietet, die Augen

scharf offen zu halten."

Der Leser wird sich besinnen, daß Henry d'Albaret weder mit seinem zweiten Offizier noch den übrigen Herren vom Stabe von den Beweggründen gesprochen hatte, die ihn nach Scarpanto führten, auch nicht von der Aufforderung, die in dem Brief ohne Unterschrift an ihn gerichtet worden war, sich zu Anfang September hier einzufinden. Uebrigens rechnete er darauf, daß ihm hier neue Mitteilungen darüber gemacht werden würden, was der geheimnisvolle Briefschreiber von der Anwesenheit der Korvette in den Gewässern des Karpathischen Meeres erwarte oder erhoffe.

Was aber nicht weniger seltsam war, das war dies plötzliche Verschwinden der Brigg jenseits vom Kanal von Casos, gerade als die "Syphanta" sie einholen zu können meinte.

Henry d'Albaret hatte auch noch immer die Partie nicht aufgeben wollen, und, ehe er in Arkassa vor Anker ging, alle Buchten und Baien der Küste, soweit es ihm der Tiefgang seiner Korvette gestattete, abgesucht. Aber in solchem Sammelsurium von Klippen, wie es an dieser Küste auftritt, unter dem Schutze hoher steiler Felsufer, mußte es für ein Schiff wie die verfolgte Brigg leicht sein, Unterschlupf oder Versteck zu finden. Zwei Tage lang suchte die Korvette, ohne den geringsten Anhalt zu finden: genau so unsichtbar war und blieb die Brigg, als wenn sie hinter Casos jäh unter Wasser gegangen wäre.

Am andern Tage, zwischen 3 und 5 Uhr nachmittags, sammelte sich in der kleinen Stadt Arkassa allerhand Volk von der Insel, die vielen Fremden aus Europa und Asien ungerechnet, an deren Zulauf es bei solcher Gelegenheit nicht fehlen konnte: es war nämlich großer Markttag. Unglückliche Wesen jeglichen Alters und jeglichen Standes, die Kriegsgefangenen der Türken während der letzten Wochen, sollten hier zur Versteigerung kommen, auf dem "Batistan" oder dem Sklavenbazar, den man in vielen Städten der Barbareskenstaaten antrifft. An die hundert Gefangene, Männer, Weiber und Kinder, lagen zur Zeit im Batistan von Arkassa, in einem Hofe, der keinen Schatten gegen die Sonne bot, bunt durcheinander gewürfelt, mit Fetzen auf dem Leibe, Verzweiflung auf dem Antlitz, von Hunger und Durst geplagt, schlotterig an Leib und Gliedern. Bis Käuferlaune das Weib vom Manne, die Kinder von den Eltern trennen sollte, saßen die Unglücklichen familienweis zusammen; jedem anderen als diesen grausamen "Baschis", ihren Wächtern, die kein Schmerz, kein Herzeleid mehr rühren konnte, hätten sie das tiefste Mitleid eingeflößt ... und was waren die Qualen hier im Vergleich zu jenen, die ihrer in den sechzehn Bagnos von Algier, Tunis und Tripolis warteten, wo der Tod so schnelle Lücken riß, die unablässig gefüllt werden mußten?

Indessen war den Gefangenen noch immer nicht alle Hoffnung, die Freiheit

wieder zu erringen, genommen. Machten die Käufer ein gutes Geschäft beim Einkauf, so sicher kein schlechteres, wenn sie die Sklaven in die Freiheit zurück verkauften, was immer zu sehr hohen Preisen geschah, und durchaus keine Seltenheit war, denn wer noch Angehörige in der Heimat hatte, die über Mittel verfügten oder Mittel aufzubringen vermochten, der durfte rechnen, daß diese nicht eher ruhten, als bis solchen in Sklaverei schmachtenden Verwandten oder Familiengliedern die Freiheit winkte. Nicht selten nahm auch der Markt selber die Auslösung von Gefangenen in die Hand oder die reiche "Gnadenbrüderschaft" trat ein, die zu solchem Zwecke Kollekten in ganz Europa veranstaltete.

Auf dem Markte von Arkassa fanden die Auktionen statt. Allen, Fremden wie Einheimischen, stand das Befugnisrecht zu, gleichwie das Recht des Bietens; heute aber waren nur Großkäufer für die Bagnos der Berberei zur Stelle, deshalb sollte heute kein Einzelverkauf, sondern nur Enbloc-Verkauf der am Markte befindlichen Ware erfolgen, die dann, je nachdem der Zuschlag lautete, *en bloc* nach Algier, Tunis oder Tripolis zur Verschiffung kam. Bis um 5 Uhr nachmittags dauerte die Versteigerung; ein Kanonenschlag von der Citadelle verkündete ihren Schluß und den Zuschlag.

Am 3. September fehlte es im Batistan nicht an Kauflustigen. Aus Smyrna und anderen Nachbarplätzen Kleinasiens waren Agenten der Barbaresken-Bagnos zur Stelle. Der starke Zudrang war höchst erklärlich. Aus den letzten Kriegsereignissen ließ sich schließlich schließen, daß der Friede in naher Aussicht stand. Ibrahim Pascha war in den Peloponnes zurückgedrängt, während General Maison mit einem Korps von 2000 Franzosen in Morea gelandet war. Künftighin erlitt also die Ausfuhr von Gefangenen erhebliche Beschränkung, ihr Kaufwert mußte also, zur lebhaften Genugtuung des Kadis, bedeutend steigen.

Im Lauf des Morgens hatten die Mäkler den Batistan besucht und die zu Markte kommende Ware besichtigt; sie hatten die Meinung mit hinweggenommen, daß dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach sehr hohe Preise erreichen würde.

"Beim Mahomet!" rief ein Agent aus Smyrna, der unter seiner Sippe das Wort führte, "die Zeit der feinen Geschäfte ist vorbei! Gedenkt Ihr noch jener Zeiten, da die Schiffe uns die Gefangenen tausend- und nicht hundertweis herschafften!"

"Ja! ... wie seinerzeit bei dem Gemetzel auf Scio!" erwiderte ein anderer; "mit einem Schlage weit über 40 000 Gefangene! Da gab's nicht Schiffe genug, die Last zu bezwingen!"

"Gewiß, gewiß," rief ein dritter, der mit sehr gesundem Kaufmannsverstande ausgestattet zu sein schien; "aber zuviel Ware, zuviel Angebot und zuviel

Preisdrückerei! Besser schon, es ist wenig Ware zu gutem Preise am Platze, denn die Nachfrage bleibt dann immer rege, und die paar Frachtgroschen mehr auf das einzelne Stück spielen keine Rolle!"

"Jawohl! ... vor allem nicht in der Berberei! ... Aber die zwölf Prozent für den Pascha, Kadi oder Statthalter sprechen mit!"

"Und die hundert Prozent für den Unterhalt der Mole und der Küstenbatterien!"

"Und das eine Prozent, das aus unserer Tasche noch an die Priester fällt!"

"Ja, diese Prozente über Prozente machen die Reederschaft pleite und uns Mäkler mit!"

Solche Reden flogen zwischen diesen Agenten, die für die Schändlichkeit ihres Handels keine Spur von Verständnis hatten, hin und her. Immer die gleichen Klagen über die gleichen Fragen! und hätte ihren Reden nicht die Marktglocke ein Ende gemacht, so würden die Klagen zweifellos zu weit schärferem Ausdruck gelangt sein.

Der Kadi leitete von einer Estrade aus, unter dem Schutz eines Zeltes, das von dem türkischen Halbmond überragt wurde, die Auktion, mit echt türkischer Ungeniertheit in halb liegender Stellung auf großen Polsterkissen.

Neben ihm stand der Ausrufer, der aber keine Gelegenheit fand, sich die Lunge sonderlich anzustrengen. Nein! denn bei Geschäften dieser Art lassen sich im Orient die Käufer Zeit.

Das erste Gebot wurde von einem Händler aus Smyrna mit tausend Pfund türkisch gemacht.

"Tausend Pfund türkisch!" wiederholte der Ausrufer.

Dann schloß er die Augen, als wenn ihm Muße genug zum Schlummern bleiben würde, bis ein neues Gebot erfolgte.

Während der ersten Stunde ging das Gebot von tausend auf zweitausend Pfund türkisch herauf, nach französischem Gelde also auf annähernd 47 000 Francs. Die Mäkler sahen einander an, hielten einander im Auge, schwatzten untereinander von allerhand anderen Dingen. Was sie bieten wollten, wußten sie zum voraus. Ihr Höchstgebot würde erst wenige Minuten vor Auktionsschluß geschehen: darüber waren sich alle klar.

Aber die Ankunft eines neuen Konkurrenten sollte diese Dispositionen über den Haufen rennen und Leben in die Auktion bringen.

Gegen 4 Uhr waren nämlich auf dem Markte von Arkassa zwei Männer eingetroffen. Woher? sicher aus dem orientalischen Teile der Insel, nach der Richtung wenigstens zu schließen, aus welcher die Araba, die sie hergeführt hatte, kam.

Ihr Erscheinen rief eine lebhafte Bewegung hervor. Erstaunen und Unruhe

malte sich auf den Gesichtern. Eine Persönlichkeit auf dem Markte sozusagen "einspringen" zu sehen, mit der sie zu rechnen haben würden, darauf waren die Mäkler offenbar nicht gefaßt.

"Bei Allah!" rief einer von ihnen: "das ist Nikolas Starkos in Person!"

"Mit seinem vermaledeiten Hundsfott Skopelo!" setzte ein anderer hinzu; "und wir meinten, die beiden Kerle seien längst beim Teufel."

In der Tat: es waren die beiden, die auf dem Markte von Arkassa jeder kannte. Schon mehr denn einmal hatten sie ungeheure Geschäfte gemacht beim Einkaufe von Gefangenen für Rechnung afrikanischer Händler. An Geld fehlte es ihnen nicht, wiewohl niemand recht wußte, woher sie es nahmen; aber das ging niemand als sie an. Der Kadi aber, von seinem Standpunkt als Geschäftsmann aus, konnte sich zur Ankunft dieser beiden gefürchteten Mitbieter nur gratulieren.

Ein einziger Blick hatte für Skopelo, einen gewiegten Kenner, zur Schätzung des Wertes genügt, den die am Markte befindliche Ware besaß. Ein paar Worte, Nikolas Starkos ins Ohr geflüstert, waren alles, was er von sich gab. Nikolas Starkos antwortete durch ein bloßes Nicken.

Ein so scharfer Beobachter aber der Leutnant der "Kalysta" war, so hatte er doch die Bewegung des Abscheus nicht gesehen, die durch die Ankunft des Kapitäns der "Karysta" bei einer der gefangenen Frauen hervorgerufen worden war.

Es war eine alte Frau von hohem Wuchs. Sie saß abseits in einer Ecke des Batistan. Als wenn sie eine unwiderstehliche Gewalt triebe, erhob sie sich, machte ein paar Schritte ... es sah aus, als wollte sie aufschreien ... aber sie besaß Kraft genug, an sich zu halten. Dann wich sie langsam zurück, vom Kopf bis zum Fuße gehüllt in einen alten, verschossenen Mantel, zurück bis zu ihrem Platze unter den Gefangenen, aber jetzt so weit zurück, daß sie völlig verborgen saß. Augenscheinlich war es ihr nicht genug, das Gesicht vor Nikolas Starkos' Blicken zu verhüllen: er sollte von ihrer ganzen Gestalt nichts sehen!

Unterdessen ließen die Mäkler, wenn sie auch das Wort nicht an ihn richteten, keinen Blick vom Kapitän der "Karysta", der sich um sie aber nicht im geringsten zu kümmern schien. Kam er tatsächlich, ihnen den Transport vor der Nase weg zu kaufen? Befürchten mußten sie es, in Anbetracht der Beziehungen, in denen Nikolas Starkos zu den Paschas und Beys der Barbareskenstaaten stand.

Hierüber sollten sie nicht lange in Ungewißheit bleiben. Gerade war der Ausrufer wieder aufgestanden, um mit lauter Stimme das letzte Gebot zu wiederholen:

"2000 Pfund türkisch!"

"2500!" rief Skopelo, bei solchen Gelegenheiten das Sprachrohr seines

Kapitäns.

"2500!" verkündete der Ausrufer.

Wieder nahmen die Gespräche zwischen den verschiedenen Gruppen ihren Anfang, wieder betrachtete alles einander mit mißtrauischen Blicken.

Eine Viertelstunde verfloß. Hinter Skopelo war kein Gebot abgegeben worden. Nikolas Starkos ging gleichgiltig und hochmütig um den Batistan herum. Es erschien im Grunde wohl kaum jemand zweifelhaft, daß ihm schließlich, sogar ohne erheblichen Widerspruch, der Zuschlag erteilt werden würde.

Der Agent von Smyrna trat mit ein paar seiner Kollegen zusammen und besprach sich. Dann bot er von neuem:

"2700 Pfund!"

"2700 Pfund!" Wiederholte der Ausrufer.

"3000!"

Nikolas Starkos hatte diesmal geboten.

Was war denn passiert? Warum mischte er sich persönlich in den Wettkampf? Woher kam es, daß seine sonst so kalte Stimme eine scharfe Erregung verriet, die selbst Skopelo überraschte? Man soll es gleich hören.

Seit ein paar Minuten ging Nikolas Starkos, der über die Schranke des Batistans getreten war, mitten unter den Gefangenen auf und ab; die alte Frau hatte sich, sobald sie ihn kommen sah, noch dichter in ihren Mantel gehüllt. Er hatte sie also nicht sehen können.

Plötzlich war aber seine Aufmerksamkeit auf zwei andere Gefangene gelenkt worden, die eine Gruppe für sich bildeten. Wie fest genagelt blieb er stehen.

Neben einem Manne von großer Figur lag ein junges Mädchen, von Anstrengung erschöpft, an der Erde.

Der Mann, als er Nikolas Starkos erblickte, fuhr wild in die Höhe. Da schlug auch das junge Mädchen die Augen auf. Sobald sie aber des Kapitäns der "Karysta" ansichtig wurde, fuhr sie jäh zurück.

"Hadschina!" schrie Nikolas Starkos.

Ja! Hadschina Elisundo war es, die Xaris, wie um sie zu schützen, mit den Armen umfaßte.

"Hadschina!" wiederholte Nikolas Starkos.

Das Mädchen hatte sich aus Xaris' Armen freigemacht und sah dem einstigen Geschäftskunden der Firma ihres Vaters ins Angesicht.

In diesem Moment hatte Nikolas Starkos, außer stande, zu fassen, wie die Erbin des Bankiers Elisundo auf den Sklavenmarkt von Arkassa kam, mit erregter Stimme sein Gebot getan.

"3000 Pfund!" hatte der Ausrufer wiederholt.

Jetzt war es kurz nach halb fünf. Noch 25 Minuten ungefähr, und der Kanonenschlag dröhnte herüber zum Zeichen, daß der Zuschlag dem letzten Bieter gehöre.

Aber schon schickten sich die Mäkler, nach kurzer Beratung, zum Weggange an, da sie nicht willens waren, die Preise höher zu treiben. Es schien mithin so gut wie ausgemacht, daß der Kapitän der "Karysta", da kein Bieter mehr da war, den Platz behaupten würde, als der Smyrnaer Agent einen letzten Versuch machen wollte, die Ware zu halten.

"3500 Pfund!" schrie er.

"4000 Pfund!" überbot im Nu Nikolas Starkos.

Skopelo, den Hadschina nicht bemerkt hatte, fand für diese maßlose Hitze des Kapitäns kein Verständnis. Seiner Schätzung nach war der Wert der vorhandenen Ware mit dem Satze von 4000 Pfund schon weit überboten. Deshalb fragte er sich, was wohl der Grund zu solchem Verhalten bei Nikolas Starkos sein könne.

Auf die letzten Worte des Ausrufers war lange Stille gefolgt. Sogar der Smyrnaer Mäkler hatte auf einen Wink seiner Kollegen die Partie aufgegeben. Daß Nikolas Starkos Sieger bleiben und binnen wenigen Minuten im Besitz des Zuschlags sein werde, schien außer Zweifel.

Xaris hatte das Verhalten des Kapitäns der "Karysta" begriffen. Enger umschloß er das junge Mädchen mit seinen Armen. Niemand sollte den Weg anders zu ihr finden als über seine Leiche!

Da, inmitten der tiefen Stille, die über dem ganzen Markte lag, eine zitternde Stimme! und zu dem Ausrufer klangen zwei Worte hinüber:

"5000 Pfund!"

Nikolas Starkos drehte sich um.

Am Eingange zum Batistan war eine Schar Matrosen erschienen, an ihrer Spitze ein Offizier.

"Henry d'Albaret!" rief Nikolas Starkos ... "Henry d'Albaret ... hier ... auf Scarpanto!"

Bloßer Zufall hatte den Kommandanten der "Syphanta" auf den Marktplatz geführt. Wußte er doch nicht einmal, daß heute – 24 Stunden nach seiner Einfahrt im Hafen von Arkassa – Sklavenmarkt daselbst sei. Da er andererseits die Sakolewa nicht vor Anker gefunden hatte, mußte er nicht weniger erstaunt sein, hier Nikolas Starkos zu finden als umgekehrt dieser ihn. Nikolas Starkos wiederum hatte keine Ahnung, daß die Korvette von Henry d'Albaret befehligt würde, wenngleich ihm bekannt war, daß sie in Arkassa vor Anker lag. Und wenn nun Henry d'Albaret mit diesem gänzlich unvermuteten Gebot dazwischen geschneit war, so war der Grund, daß er eben unter den Gefangenen im Batistan

Hadschina und Xaris bemerkt hatte – Hadschina, die wieder in die Gewalt von Nikolas Starkos fallen sollte! ... Aber Hadschina hatte ihn gehört, hatte ihn gesehen ... und wäre, hätten sie die "Baschis" nicht daran verhindert, zu ihm hinüber gestürzt.

Mit einer kurzen Handbewegung beruhigte Henry d'Albaret das junge Mädchen und bedeutete sie, ihren Platz nicht zu verlassen. So tief auch seine Empörung war, als er sich seinem verhaßten Nebenbuhler gegenübersah, so blieb er doch Herr über sich. Ja! und sollte es sein ganzes Vermögen kosten, an Nikolas Starkos sollten die in Arkassa am Markte befindlichen Gefangenen nicht fallen, nicht mit ihnen diejenige, die er so lange gesucht, die wiederzusehen er kaum noch gehofft hatte!

Der Kampf, dessen war er sich bewußt, würde heiß werden. Konnte auch Nikolas Starkos nicht fassen, wieso Hadschina Elisundo sich unter diesen Gefangenen befand, so war und blieb sie für ihn doch die reiche Erbin des korfiotischen Bankiers. Dessen Millionen konnten doch nicht verschwunden sein; von einer Gefahr also, im Gebote zu hoch zu gehen, bei einer Sklavin mit solchem Vermögen konnte für ihn keine Rede sein! Kein Wunder also, daß Nikolas Starkos zu dem festen Entschlusse gelangte, seinem Nebenbuhler gegenüber – noch dazu demjenigen Nebenbuhler, den Hadschina ihm vorzog – vom Kampfe nicht abzulassen.

"6000 Pfund!" rief er.

"7000!" antwortete der Kommandant der "Syphanta", ohne Säumen, ohne sich nach dem Gegner auch nur umzusehen.

Der Kadi konnte sich zu solcher Wendung der Dinge nur gratulieren. Diesen beiden Bietern gegenüber hielt er es der Mühe für gar nicht wert, die Befriedigung zu verbergen, die sich all seiner ottomanischen Gravität zum Trotz zum Ausdruck brachte. Wenn aber dieser habgierige Vertreter der Obrigkeit schon ausrechnete, wie hoch sich der Profit aus diesem Geschäft für ihn stellen würde, so verlor Skopelo nachgerade alle Herrschaft über sich. Freilich hatte er Henry d'Albaret erkannt und auch Hadschina Elisundo. Ließ sich Nikolas Starkos aus Haß verleiten, die Sache – die bis zu gewissem Grade ja ein gutes Geschäft geblieben wäre – weiterzutreiben, so drohte schließlich, besonders, wenn das Mädchen mit ihrer Freiheit auch ihr Vermögen verloren hatte, was schließlich ja nicht unmöglich war, ein ganz gefährlicher Verlust: deshalb zog er jetzt Nikolas Starkos beiseite und versuchte ihm mit Unterwürfigkeit Vorhalte zu machen. Aber er kam so übel an, daß er es von neuem kaum wieder gewagt hätte. Von jetzt ab machte der Kapitän der "Karysta" seine Gebote selber und schleuderte sie dem Ausrufer mit maßloser Geringschätzung, berechnet auf die Kränkung seines Rivalen, zu.

Die Mäkler waren, wie man sich denken kann, am Platze geblieben, um dem so heiß entbrennenden Kampfe bis zu Ende zu folgen. Die neugierige Menge, gereizt durch diesen Kampf um Tausende von Pfunden, bekundete ihr Interesse durch überlautes Klatschen. Wenn auch die meisten der Anwesenden den Kapitän der Sakolewa kannten, so kannte doch kein einziger von ihnen den Kommandanten der "Syphanta". Ja man wußte nicht einmal, was diese Korvette unter korfiotischer Flagge im Hafen von Scarpanto wollte. Aber seit dem Beginn des Krieges waren soviel Schiffe aller möglichen Nationen mit Gefangenentransport befaßt gewesen, daß solche Annahme auch betreffs der "Syphanta" am nächsten lag. Mochten die Gefangenen also von Henry d'Albaret gekauft werden oder von Nikolas Starkos, so änderte das, nach der Meinung der Arkassaner, nicht das mindeste: keiner von beiden kaufte sie zu anderm Zwecke, als um sie in die Sklaverei zu führen.

Jedenfalls ging die Frage binnen jetzt und fünf Minuten ihrem Abschluß entgegen.

Auf das letzte, durch den Ausrufer verkündete Gebot hatte Nikolas Starkos ohne Zögern geantwortet mit dem Rufe:

"8000 Pfund!"

"9000 Pfund!" hatte Henry d'Albaret geboten.

Neue Stille. Der Kommandant der "Syphanta", nach wie vor Herr über sich, verfolgte Nikolas Starkos, der in grimmiger Erregung auf und ab lief, mit den Blicken. Skopelo wagte kein Wort wieder an seinen Kapitän. Uebrigens hätte jetzt kein Vorhalt, keine Erwägung die Wut der Gebote hemmen können!

"10 000 Pfund!" schrie Nikolas Starkos.

"11 000 Pfund!" antwortete Henry d'Albaret.

"12 000 Pfund!" versetzte, diesmal ohne eine Sekunde zu zögern, Nikolas Starkos.

Kommandant d'Albaret hatte nicht auf der Stelle geantwortet. Nicht als ob er sich besonnen hätte! Durchaus nicht! Aber er hatte gesehen, daß sich Skopelo auf Nikolas Starkos stürzte, um ihm in diesem tollen Beginnen Einhalt zu tun – ein Umstand, der auch die Aufmerksamkeit des Kapitäns der "Karysta" auf Zeit von Sekunden ablenkte.

Zur selben Zeit hatte sich die gefangene Griechin, die sich bislang so hartnäckig versteckt und verhüllt gehalten hatte, zu voller Höhe aufgerichtet, wie wenn sie den Einfall bekommen hätte, Nikolas Starkos ihr Gesicht zu zeigen.

Da blitzte auf dem Mauerkranze der Citadelle von Urkassa in einer Schlange weißen Dampfes eine jähe Flamme empor ... aber ehe noch der Schuß bis zum Batistan herüber gedröhnt war, erfolgte mit schallender Stimme ein neues Gebot:

"13 000 Pfund!"

Dann dröhnte der Schuß ... endloses Hurrageschrei folgte ... Nikolas Starkos hatte Skopelo mit solcher Gewalt von sich gestoßen, daß er sich am Boden wälzte ... Jetzt, war es zu spät! Nikolas Starkos war nicht mehr im Rechte zu überbieten! Hadschina Elisundo war ihm entronnen ... und ohne Zweifel für alle Zeit!

"Komm!" sprach er mit dumpfer Stimme zu Skopelo.

Dann hätte man, wer gut hören konnte, die Worte, die halb zwischen seinen Zähnen blieben, hören können:

"So wird's sicherer sein und billiger sein!"

Sie stiegen beide in ihre Araba und verschwanden hinter dem Knie, das die nach dem Innern der Insel führende Straße unmittelbar hinter dem Marktplatze machte.

Schon war Hadschina, von Xaris gezogen, über die Schranke des Batistans getreten. Schon lag sie in Henrys Armen, der sie an sein Herz preßte und ihr zuflüsterte:

"Hadschina! ... Hadschina! ... all mein Vermögen hätte ich geopfert, um dich loszukaufen!"

"Wie ich das meinige geopfert habe, um die Ehre meines Namens zu erkaufen!" versetzte das junge Mädchen. "Ja, Henry! ... Hadschina ist jetzt arm ... arm ... und deiner würdig!"

Dreizehntes Kapitel.

An Bord der "Syphanta".

Am nächsten Tage, dem 4. September, lichtete die "Syphanta" gegen 10 Uhr morgens die Anker, suchte mit kleinem Segelzeug soviel Wind zu fassen wie möglich und lenkte durch die Einfahrt zum Hafen von Scarpanto hinaus.

Die von Henry d'Albaret losgekauften Gefangenen waren, so gut es anging, sowohl im Zwischendeck als im Stückpfortenraum untergebracht. Wenngleich die Fahrt durch den Archipel bloß mehrere Tage beanspruchte, so hatten doch Offiziere und Mannschaft alles mögliche getan, um es den armen Gefangenen so bequem wie möglich zu machen.

Schon am Abend vorher hatte Kommandant d'Albaret alle Anordnungen getroffen, um sofort in See zu stechen. Als Zahlung für die von ihm eingegangene Verbindlichkeit der 13 000 Pfund hatte er dem Kadi Bürgschaften hinterlegt, mit denen sich derselbe vollauf zufrieden erklärt hatte. Die Einschiffung der Gefangenen war also ohne alle Schwierigkeiten vor sich gegangen, und noch ehe drei Tage verflossen, stand diesen Unglücklichen, statt der Qualen und Leiden in den Bagnos der Barbareskenstaaten, die Landung in einem Hafen des nördlichen Griechenlands in Aussicht, wo sie für ihre Freiheit nichts mehr zu fürchten haben würden.

Aber diese Befreiung hatten sie einzig und allein dem Manne zu danken, der sie jetzt aus den Händen Nikolas Starkos, des Kapitäns der "Karysta", erlöst hatte. Kein Wunder, daß ihre Dankbarkeit sich durch einen Akt rührender Frömmigkeit kundgab, sobald sie auf das Deck der Korvette den Fuß gesetzt hatten.

Es befand sich unter ihnen ein greiser Priester, ein "Pappa", aus Leonardi. Gefolgt von seinen Unglücksgefährten, begab er sich auf das Oberdeck, auf welchem Henry d'Albaret mit Hadschina Elisundo, umringt von einigen Offizieren, stand. Hier knieten alle nieder, der Greis an ihrer Spitze, und die Hände zum Kommandanten aufhebend, sprach dieser:

"Henry d'Albaret! Gottes Segen über Sie, und Lob und Preis Ihnen von all denen, denen Sie die Freiheit wiedergegeben haben!"

"Freunde," antwortete der Kommandant der "Syphanta" tief gerührt, "ich habe weiter nichts getan als meine Pflicht!"

"Ja, Henry! ... sie alle, alle segnen dich ... und ich auch ... Henry! ich auch!" setzte Hadschina hinzu, sich gleich den übrigen zur Erde vor ihm neigend.

Henry d'Albaret hatte sie schnell aufgehoben, und nun wollte es der Freudenrufe: "Hoch Henry d'Albaret! Hoch Hadschina Elisundo!" kein Ende nehmen: vom Hinter- bis zum Vorderkastell, von den Tiefen der Stückpforten bis hinauf zu den Raaen, wo sich an fünfzig Matrosen postiert hatten, erschollen sie von kräftigen Seemannsstimmen.

Eine einzige Frau unter den Gefangenen – dieselbe, die sich tagsvorher im Arkassaner Batistan verborgen gehalten hatte – hatte sich nicht an dieser Kundgebung beteiligt. Während der Einschiffung hatte sie all ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, unerkannt zwischen den Gefangenen zu bleiben. Es war ihr geglückt, und niemand bemerkte auch nur noch ihre Anwesenheit an Bord, seit sie sich im finstersten Winkel des Zwischendecks hingehockt hatte. Jedenfalls rechnete sie darauf, ebenso unerkannt auch das Schiff verlassen zu können. Aber warum übte sie solche Vorsicht? War sie denn einem Offizier oder einem Matrosen von der Korvette bekannt? Auf alle Fälle mußte sie wohl ernste Gründe haben, daß sie während der 3–4 Tage, welche die Ueberfahrt dauern mußte, dies Inkognito wahren wollte.

Wenn jedoch Henry den Dank der Passagiere, die die Korvette aufgenommen hatte, verdiente, was verdiente dann wohl Hadschina für alles, was sie seit ihrer Abfahrt von Korfu getan hatte?

"Henry," hatte sie tagsvorher gesagt, "Hadschina Elisundo ist nun arm und deiner würdig!"

Arm? ja!, sie war arm, tatsächlich arm! ... und würdig des jungen Offiziers? Nun, der Leser möge urteilen!

Sobald Hadschina Elisundo erfahren hatte, woher das Vermögen stammte, das ihr Vater hinterließ, faßte sie den Entschluß, dasselbe bis auf den letzten Heller zum Rückkauf griechischer Kriegsgefangenen zu verwenden; nichts wollte sie für sich behalten von diesen schmählich erworbenen Millionen. Bloß Xaris gab sie von diesem Entschlusse Kenntnis. Derselbe billigte ihn, und so schnell wie irgend angängig wurden sämtliche Vermögensstücke des Bankhauses zu Bargeld gemacht. Dann schrieb Hadschina den Brief an Henry d'Albaret, in welchem sie ihm Lebewohl sagte, und verließ heimlich in Begleitung ihres treuergebenen Xaris Korfu, um sich in den Peloponnes zu begeben.

Zu dieser Zeit wüteten noch Ibrahims Horden im mittleren Morea, dessen Bevölkerung so schwer und seit so langer Zeit schon gelitten hatte. Die Unglücklichen, die man nicht erschlug, wurden in die messenischen Häfen, nach Patras oder Navarino, geschleppt und von dort auf Schiffen, die zum Teil von der türkischen Regierung geheuert, zum Teil von den Korsaren des Archipels gestellt wurden, zu Tausenden entweder nach Scarpanto oder nach Smyrna transportiert, wo unausgesetzt Sklavenmärkte abgehalten wurden.

Während der beiden ersten auf ihr Verschwinden folgenden Monate gelang es Hadschina und Xaris, denen kein Preis zu hoch war, ein paar Hundert Gefangene, die die messenische Küste noch nicht verlassen hatten, loszukaufen. Dann verwandten sie alle Sorge darauf, sie zum Teil auf den ionischen Inseln, zum Teil in den von Türken freien Bezirken des nördlichen Griechenlands in Sicherheit zu bringen. Dann begaben sie sich zusammen nach Kleinasien, zunächst nach Smyrna, einem der Hauptsitze des Sklavenhandels. Dorthin wurden zahlreiche Trupps solcher griechischen Gefangenen geschleppt, an deren Befreiung Hadschina Elisundo vor allem gelegen war. Die Gebote, die sie machte, waren denen der Mäkler aus der Berberei oder vom kleinasiatischen Küstenlande so erheblich überlegen, daß die türkischen Behörden weit besser wegkamen, wenn sie mit ihr paktierten. Tausende von Gefangenen rettete sie auf diese Weise vor den Bagnos der afrikanischen Beys. Noch immer aber blieb sehr viel zu tun, und da kam Hadschina der Einfall, dem Ziele, das sie erstrebte, auf zwei verschiedenen Wegen entgegen zu steuern.

In Smyrna erfuhr Hadschina, wie es um die "Syphanta" stand, was nach den ersten Monaten ihrer Kreuzfahrt aus ihr geworden war. Sie wußte, daß korfiotische Reeder die Korvette ausgerüstet hatten und zu welchem Zwecke; daß das Schiff in der ersten Zeit ihrer Fahrt gute Resultate erzielt hatte, daß es aber nachher seinen Kommandanten, mehrere Offiziere und einen Teil seiner Mannschaft in einem Treffen gegen eine, wie es hieß, von Sakratif persönlich befehligte Korsarenflottille eingebüßt hatte.

Hadschina Elisundo setzte sich ohne weiteres mit der korfiotischen Reedergenossenschaft, die die "Syphanta" ausgerüstet hatte, in Beziehung und ließ ihnen einen Kaufpreis für das Schiff bieten, der sie bestimmte, zu verkaufen. Unter dem Namen eines Ragusaner Bankiers wurde also die Korvette angekauft, gehörte aber Hadschina Elisundo, die hiermit nur das Beispiel anderer griechischen Patriotinnen, einer Bobolina, Modena, Zacharias und anderer heldenmütigen Frauen griechischer Erde, nachahmte, deren Schiffe, auf ihre Kosten ausgerüstet und unterhalten, den Geschwadern der türkischen Marine so schwere Schläge zu Anfang des Unabhängigkeitskrieges versetzten.

Hierbei war aber Hadschina von Anfang an der weitere Gedanke gekommen, das Kommando über die "Syphanta" in Henry d'Albarets Hände zu legen. Ein ihr ergebener Mann, Neffe von Xaris und gleich seinem Onkel Seemann griechischer Abkunft, war dem jungen Offizier heimlich gefolgt, zuerst nach Korfu, als er, um Hadschina wiederzufinden, soviel vergebliche Nachforschungen anstellte; dann nach Scio, als er dort wieder zu dem Obersten Fabvier stieß. Dieser Mann verheuerte sich auf ihren Wunsch als Matrose auf der Korvette, als dieselbe nach dem Kampfe bei Lemnos ihre Mannschaft erneuerte.

Durch ihn waren in Henry d'Albarets Hände die beiden von Xaris geschriebenen Briefe gelangt: der erste in Scio, durch den ihm mitgeteilt wurde, daß im Stabe der "Syphanta" ein Platz offen sei; der andere während der Fahrt. Diesen letztern hatte Xaris auf die Tafel im Mannschaftsquartier gelegt, als er draußen auf Wache stand, und durch ihn wurde die Korvette für Anfang September in die Gewässer von Scarpanto bestellt.

Dort gedachte Hadschina Elisundo nämlich, nach Beendigung ihres Barmherzigkeitswerkes um diese Zeit zu verweilen. Die "Syphanta" sollte den letzten Gefangenenzug zur Heimat zurückbefördern, den sie mit dem Rest ihres Vermögens aufgekauft hatte.

Wieviel Strapazen hatte sie nun aber während des nun folgenden halben Jahres zu ertragen, wieviel Gefahren zu laufen! Im Herzen der Berberei, in jenen von Korsarengesindel verseuchten Hafenplätzen am afrikanischen Küstengelände, wo bis zur Eroberung Algiers die schlimmsten Banditen die Herrschaft führten, hielt sich das mutige Mädchen in Begleitung von Xaris auf, um die Aufgabe zu erfüllen, der sie ihr Leben geweiht hatte, unter ständiger Gefahr, Freiheit und Leben zu verlieren, und allen Gefahren trotzend, denen sie ihre Schönheit und ihre Jugend aussetzten.

Nichts hielt sie zurück, nichts schreckte sie zurück. Als Gnadenschwester – wie die weiblichen Mitglieder des großen Gnadenbrüderbundes hießen – sah man sie nun in Tripolis, Algier, Tunis, ja selbst auf den niedrigsten Märkten der Barbareskenküste erscheinen. Ueberall, wohin griechische Gefangene als Sklaven verkauft worden waren, kaufte sie solche mit allen erdenklichen Opfern, natürlich immer zu Preisen, die den derzeitigen Besitzern der Sklaven guten Gewinn sicherten. Ueberall, wo Sklaven versteigert wurden, fand sie sich ein mit Bargeld in den Händen. An solchen Plätzen konnte sie nun in all seiner Schrecklichkeit das Schauspiel des Jammers und Elends sehen, das die Sitte der Sklaverei in einem Lande schuf, wo alle Leidenschaften zügellos austoben können.

Als ihre Mission beendigt war, als von den Millionen, die ihr Vater hinterlassen, nichts mehr vorhanden war, gedachte Hadschina mit Xaris nach Europa zurückzukehren. An Bord eines griechischen Schiffes, auf welchem die letzten von ihr aufgekauften Gefangenen untergebracht wurden, schiffte sie sich nach Scarpanto ein. Dort wollte sie mit Henry d'Albaret wieder zusammentreffen; von dort aus wollte sie die Fahrt auf der "Syphanta" fortsetzen. Aber drei Tage nach der Ausfahrt von Tunis wurde ihr Schiff von einem türkischen Schiffe gekapert, sie selber aber nach Arkassa gebracht, um dort zusammen mit denen, die sie hatte befreien wollen, in die Sklaverei verkauft zu werden.

So weit Hadschina!

Ja! Hadschina war nun arm und Henrys würdig! und Henry, um sie den Händen dieses Nikolas Starkos zu entreißen, hatte sich in gleiche Armut gestürzt wie sie!

Am andern Tage, in früher Morgenstunde, sichtete die "Syphanta" die Insel Kreta. Bis zur Höhe von Euböa wollte Kommandant d'Albaret die Ostküste von Griechenland entlang fahren; dort sollten entweder in Negroponte oder in Aegina die gefangenen Griechen ans Land gesetzt werden; dort würden sie sicher sein vor den nunmehr bis tief in den Peloponnes hinein zurückgedrängten Türken.

Am nächsten Morgen schwanden die Gipfel Kretas aus dem Gesicht. Da die Brise aber stark abgeflaut hatte, wurde tagsüber nur wenig Fahrt gemacht, obgleich die Korvette alle Segel gesetzt hatte. Indessen brauchte man sich schließlich wegen einer Fahrtverzögerung von 24 oder 48 Stunden nicht allzu sehr zu beunruhigen. Das Meer war schön, der Himmel herrlich. Nichts kündete eine baldige Veränderung im Wetter. Das gescheiteste also: man ließ, wie die Seeleute sagen, "das Schiff laufen und zwar so lange, wie es dem lieben Herrgott gefiele!"

Solche friedliche Fahrt war natürlich ganz danach beschaffen, zur richtigen "Plauderfahrt" zu werden, zumal sich für Arbeit auf dem Schiff wenig Veranlassung bot und eine einfache Bordwache ausreichte für Meldung von "Land in Sicht" oder "Schiff auf See". Hadschina und Henry saßen am Hinterschiff auf einer ihnen vorbehaltenen Bank des Oberdecks. Dort unterhielten sie sich zumeist nicht sowohl von der Vergangenheit als vielmehr von der Zukunft, deren sie sich nunmehr versichert hielten; Pläne für die nächste Zeit wurden geschmiedet, von Hochzeit wurde gesprochen, die gleich nach der Landung gefeiert werden sollte; das Kommando über die Korvette sollte dann Todros übernehmen; Henry wollte mit seiner Frau nach Frankreich übersiedeln.

Es war ein herrlicher Abend, der sich über das Meer niedersenkte. Kaum ein Lüftchen schwellte die Obersegel der "Syphanta". Der Horizont erglänzte von dem goldigen Licht des herrlichsten Sonnenunterganges; drüben glitzerten die ersten Sterne; auf dem Meere tanzten Funken an Funken mit phosphoreszierendem Schein; die Nacht versprach prächtig zu werden ...

Da rief's von der Großraa am Fockmast nieder ... grell, schrill durch die friedliche Stille:

"Schiffe vorm Winde!"

Im Nu war Henry d'Albaret auf seinem Platze neben dem Kapitän Todros, der in der gemeldeten Richtung mit dem Fernrohr auslugte.

Knapp sechs Meilen im Osten schwamm eine kleine Flotte, annähernd ein

Dutzend Fahrzeuge, durchweg verschiedenen Tonnengehalts. Während aber die "Syphanta" mitten in einer Windstille lag und so gut wie keine Fahrt machte, nutzte die Flottille den letzten Druck einer Brise aus, die sich bis zur Korvette hin nicht mehr erstreckte, und mußte diese notwendigerweise erreichen.

Henry d'Albaret musterte die Fahrt der Schiffe aufmerksam durch das Fernrohr.

"Kapitän Todros," sagte er, sich zu demselben umdrehend, "noch läßt sich nichts sagen, was für Absichten die Herrschaften drüben verfolgen: wir sind noch zu weit von einander ab!"

"Allerdings, Kommandant," versetzte Todros, "und bei solcher Nacht ohne Mondschein werden wir auch nicht zu Worte kommen können. Wir werden also schon bis morgen warten müssen."

"Lassen Sie alle Wachen ausstellen, Todros!" rief d'Albaret; "scharfer Auslug soll gehalten werden, jeder Vorgang auf der Stelle gemeldet werden! Sodann treffen Sie alle Vorkehr, falls uns die Schiffe näher auf den Leib kommen sollten!"

Alle Befehle wurden ohne Säumen ausgeführt; Henry bat Hadschina, ihre Kabine aufzusuchen; die ganze Nacht wurde wenig an Bord geschlafen; die Anwesenheit einer Flottille auf hoher See mußte Beunruhigung wecken. Soweit es angängig war, hatte man ihre Manöver beobachtet. Gegen 9 Uhr nahm sich aber ziemlich dichter Nebel auf, so daß man sie bald aus dem Gesicht verlor.

Als es Morgen wurde, verdeckten im Osten bei Sonnenaufgang noch immer Dunstmengen den Horizont. Da der Wind ganz aussetzte, kam die zehnte Stunde heran, ehe sie sich zerteilten. Noch hatte sich indessen nichts Verdächtiges in diesem Nebel gezeigt.

Kaum aber war er im Aufsteigen begriffen, als sich die ganze Flottille in einem Abstande von kaum 4 Meilen zeigte. Sie war also um 2 volle Meilen seit dem Abend näher herangekommen, und hätte sie der Nebel nicht am Manövrieren verhindert, so würde sie der "Syphanta" noch mehr Fahrt abgewonnen haben. Es war ein ganzes Dutzend Schiffe, in gleichem Fahrttempo begriffen, mit Ruderern bemannt, die kräftig auf die langen Riemen drückten.

Die Korvette, die bei ihrer Größe Ruder nicht setzen konnte, lag nach wie vor unbeweglich auf demselben Flecke, völlig außer stande, etwas anders zu tun als zu warten ... und doch konnte sich an ihrem Bord über die Absichten der Flotte niemand mehr einer Täuschung hingeben.

"Eine ganze Schwadron verdächtigen Gesindels!" meinte Kapitän Todros.

"Um so verdächtiger," versetzte d'Albaret, "als ich die Brigg darunter herauskenne, auf die wir gestern in den kretensischen Gewässern vergeblich Jagd gemacht haben!"

Der Kommandant der "Syphanta" hatte recht. Die hinter der Spitze von Scarpanto so auffällig verschwundene Brigg segelte im ersten Gliede, offenbar mit beschränkter Fahrt, um sich von den andern, unter ihr Kommando gestellten Fahrzeugen nicht zu trennen.

Inzwischen hatte sich im Osten etwas Wind aufgenommen, der die Bewegung der Flottille stärkte, dagegen etwa zwei Fadenlängen von der Korvette stand.

Da warf Henry d'Albaret das Fernrohr beiseite, das bis jetzt nicht von seinen Augen gewichen war.

"Klar zum Gefecht!" rief er.

In langem Strahle schoß weißer Dampf vom Vorderschiff der Brigg herüber ... und in dem Moment als der Knall eines Feuerschlundes zur Korvette drang, stieg ein Wimpel an der Gaffel der Brigg empor ...

Ein schwarzes Wimpel mit brandrotem S in der Mitte.

Das Wimpel Sakratifs, des Korsaren!

Vierzehntes Kapitel.

Sakratif.

Am Tage vorher war diese aus zwölf Fahrzeugen zusammengesetzte Flottille aus den Schlupfhäfen von Scarpanto hervorgebrochen. Entweder durch Frontangriff oder durch Umzingelung gedachte sie der Korvette, also in beiden Fällen unter den ungünstigsten Bedingungen für diese letztere, auf den Leib zu rücken. Der Korvette blieb, infolge des herrschenden Windmangels, nichts weiter übrig als den Kampf aufzunehmen: dem übrigens Henry d'Albaret unter keinen Umständen, auch bei günstigen Windverhältnissen nicht, ausgewichen sein würde; denn ohne sich in Unehre zu setzen, konnte die Flagge der "Syphanta" nicht vor der Korsarenflagge des Archipels fliehen.

Unter diesen 12 Schiffen zählte man 4 Briggs mit je 16–18 Kanonen. Die übrigen 8 Fahrzeuge mit geringem Tonnengehalt, aber mit leichtem Geschütz armiert, waren der Gattung nach Saiken, Senalen, Feluken und Sakolewen. Soweit die Korvetten-Offiziere taxieren konnten, waren es annähernd 100 Feuerschlünde, denen sie bloß 22 Kanonen und 6 Karronaden entgegenzusetzen hatten; und der Korvettenmannschaft von 250 Mann standen 7–800 Mann, die sich freilich auf 12 Fahrzeuge verteilten, gegenüber. Auf alle Fälle ein höchst ungleicher Kampf! Immerhin konnte der "Syphanta" zufolge der Überlegenheit ihres Geschützmaterials ein großer Erfolg sicher sein, aber nur dann, wenn es ihr gelang, sich die Schiffe nicht ankommen zu lassen. Alles mußte daran gesetzt werden, den Feind am Entern, den Kampf Mann gegen Mann zu verhindern; denn im letzten Falle mußte der Sieg notwendigerweise der Uebermacht bleiben, ist doch beim Kampf auf See aller Rückzug abgeschnitten: über Bord oder sich ergeben! ein Drittes gibt es nicht!

Eine Stunde nach Zerteilung des Nebels war die Flottille merklich nahe an die Korvette gerückt, die noch immer so still und ruhig lag wie mitten auf Reede vor Anker.

Unterdes ließ Henry Fahrt und Manöver der Korsarenschiffe nicht aus dem Auge. An Bord war alles im Nu gefechtsklar. Offiziere und Mannschaft standen auf ihren Plätzen. Wer von den Passagieren kräftig genug war, hatte sich in die Reihen der Mannschaft gestellt und war bewaffnet worden. Tiefe Stille herrschte auf und unter Deck, kaum gestört durch die wenigen Worte, die die beiden Kommandanten wechselten.

"Keinen Enterhaken heranlassen!" sprach d'Albaret; "lassen wir sie auf

Schußweite heran, dann Feuer von Steuerbord!"

"Grundschüsse oder Mastschüsse?" fragte Todros.

"Grundschüsse!" entschied d'Albaret.

Unstreitig das richtigere im Kampf gegen dieses im Entern besonders geschickte, Mann gegen Mann am meisten zu fürchtende Kosarengesindel, und ganz besonders richtig gegen diesen Sakratif, der soeben die Frechheit gezeigt hatte, seine Schwarzflagge zu hissen – der sie ganz gewiß bloß hißte, weil es ausgemacht für ihn war, daß kein Mann von der Korvette mit dem Leben davonkam, um sich rühmen zu können, daß er die Korsarenflagge gesehen habe.

Gegen 1 Uhr nachmittags war die Flottille bloß eine Meile noch unterm Winde; ihre Riemen brachten sie fortdauernd näher heran. Der "Syphanta", mit der Nase im Nordwesten, fiel es ziemlich schwer, diese Kompaßlage zu halten. Die Korsaren fuhren in Schlachtordnung heran – zwei Briggs im Zentrum, die andern beiden rechts und links am Flügel. Sie manövrierten so, daß sie die Korvette sowohl vorn als hinten umsegelten, um sie in einen Kreis zu schließen, dessen Radius sich allmählich verringern sollte; offenbar verfolgte sie das Ziel, sie erst unter konvergierendes Feuer zu nehmen und dann zu entern.

Henry d'Albaret hatte dieses für ihn so gefahrvolle Manöver im Nu durchschaut, vermochte es aber nicht zu verhindern, weil ihn die herrschende Kalme aller Bewegungsfähigkeit beraubte. Vielleicht bestände aber doch die Möglichkeit, die feindliche Linie durch Kanonenschläge zu brechen, bevor sie die Korvette von allen Seiten umschlossen hielte. Schon stellten sich die Offiziere die Frage, weshalb ihr Kommandant nicht mit der ihm gewohnten festen, ruhigen Stimme das Feuer eröffnen ließ. Henry d'Albaret gab den Befehl nicht: er wollte keinen Schuß vergeuden, er wollte erst feuern lassen, wenn jeder Schuß unfehlbar sitzen müßte.

Zehn Minuten verflossen noch. Alles wartete gespannt: die Mannschaft an den Geschützen, die Offiziere vor den Stückpforten, die Matrosen auf Deck. Sollten die ersten Salven etwa vom Feinde herüberkommen, nachdem die Distanz so weit geschwächt war, daß ihm jeder Schuß Erfolg versprach?

Henry d'Albaret schwieg noch immer. Er hielt die Linie scharf im Auge, die sich an ihren beiden Enden zu biegen begann. Die beiden Briggs im Zentrum – die eine war diejenige, die Sakratifs Schwarzflagge gehißt hatte – hatten jetzt nur eine knappe Meile Abstand.

Wenn es aber dem Kommandanten der "Syphanta" mit der Eröffnung des Feuers nicht eilig war, so schien es dem Anführer der Flottille noch weniger eilig damit zu sein. Vielleicht meinte er gar, ohne jeden Schuß an die Korvette heranzukommen, sie durch ein paar hundert seiner Korsaren im Sturm zu nehmen.

Endlich hielt d'Albaret die Zeit gekommen, nicht länger zu warten. Ein letztes Stück von der Brise strich bis zur Korvette heran und ließ ihn um ein Quart anluven. Er justierte seine Position, so daß er den beiden Briggs in knapp einer halben Meile Abstand an die Breitseite kam, und donnernd erschallte sein Kommando:

"Achtung alle Mann!"

Ein schwacher Lärm an Bord. Dann absolute Stille!

"Grundschuß!" kommandierte d'Albaret.

Die Geschütze visierten auf den Rumpf, die Karronaden in die Masten der Schiffe.

"Feuer!" kommandierte d'Albaret.

Die Steuerbordsalve krachte. Elf Kanonen und drei Karronaden, aus den Stückpforten und vom Deck, spieen ihre Geschosse, darunter mehrere Paare Kettenkugeln, die bei mittlerer Distanz unter Masten und Raaen energisch aufräumen können.

Als der Pulverdampf sich verzogen hatte, ließ sich die auf die beiden Briggs erzielte Schußwirkung feststellen. Vollständig war sie nicht, immerhin aber von Belang.

Die eine Brigg war über der Wasserlinie getroffen; das Takelwerk war stark havariert, der Fockmast ziemlich scharf über Deck mitten durchgeschossen; beim Sturz nach vorn hatte er den Großmast getroffen und havariert: die Brigg mußte also einige Zeit ans Ausbessern setzen, blieb aber imstande, an die Korvette mit heranzusegeln, so daß die Gefahr für diese, umzingelt zu werden, durch diese erste Salve nicht abgeschwächt wurde.

Inzwischen waren die beiden Briggs von den Flügeln der feindlichen Aufstellung auf Höhe der "Syphanta" gelangt. Sie lenkten nun scharf auf sie zu, und zwar nicht ohne sie von rechts und links her zu bestreichen, was d'Albaret über sich ergehen lassen mußte.

Ein böser Doppelschuß traf die Korvette. Dicht über den Mastbacken wurde ihr Besanmast getroffen; mit allem Behang stürzte derselbe, zum Glück, ohne die Takelage vom Großmast mit zu reißen; ein Boot wurde zerschlagen und – der empfindlichste Verlust! – ein Offizier und zwei Matrosen tot, vier Matrosen schwer blessiert.

Sofort kommandierte d'Albaret "Deck freimachen". Alles Tauwerk, Segelzeug, Raaenstücke, Spieren waren in wenigen Minuten weggeschafft; der Platz wieder wegsam. Es galt, nicht einen Augenblick zu verlieren; der Geschützkampf begann mit verstärkter Heftigkeit von neuem; blieb die Korvette zwischen zwei Feuern, mußte sie von beiden Borden das Feuer erwidern.

Da gab die "Syphanta" eine neue Breitseite ab: diesmal so prompt, daß zwei

Schiffe, eine Saike und eine Sakolewa, im Nu unter Wasser gingen; aber der Mannschaft gelang es, die Boote zu fassen und an die Briggs im Zentrum zu segeln, wo sie schleunigst heraufgeholt wurden.

"Hurra! Hurra!" schallte es von der Korvette her.

"Zwei unter Wasser!" meinte Kapitän Todros.

"Wohl," versetzte d'Albaret, "aber die Kerle drauf sind wir nicht los! ich fürchte, es kommt zum Kampfe Mann gegen Mann!"

Eine Viertelstunde dauerte die Kanonade fort. Korsarenschiffe und Korvette verschwanden in dem weißen Pulverdampf, und ehe sich derselbe nicht zerstreut hatte, ließ sich der angerichtete Schaden bei keinem Schusse feststellen. An Bord der "Syphanta" war derselbe leider stark fühlbar; mehrere Matrosen waren gefallen, eine große Zahl blessiert; ein Offizier, mitten in die Brust geschossen, war neben dem Kommandanten gefallen, während derselbe Befehle abholte.

Der Kreis um die Korvette schloß sich enger und enger. Von allen Seiten spieen die Geschütze. Aber sie wehrte sich mannhaft und machte der Flagge, die noch an ihrem Maste hing, Ehre. Ihre Geschütze richteten schlimme Verheerungen an unter der Flottille, zwei weitere Fahrzeuge, eine Saike und eine Feluke, wurden vernichtet: die eine ging unter Wasser, die andere, von Brandkugeln getroffen, ging in Flammen auf.

Der Kampf Mann gegen Mann rückte näher. Die "Syphanta" war außer stande, der Feuerlinie, die sich um sie schloß, zu entrinnen. Dagegen ruderten die Korsarenschiffe näher und näher heran. Die Brigg mit der Schwarzflagge lag nur noch in Pistolenschußweite, als sie noch eine volle Lage feuerte: eine Kugel schlug in die Verstählung am Hinterdeck der Korvette und zertrümmerte das Steuer.

Henry d'Albaret rüstete nun zum Empfange der Korsaren, deren Sturm aller Sekunden zu erwarten stand, und ließ die Enternetze spannen. Jetzt knatterte hüben und drüben das Gewehrfeuer: ein Kugelhagel schlug auf das Deck der "Syphanta". Zahlreiche Leute fielen, fast durchweg tödlich getroffen. An zwanzig male drohte Henry d'Albaret der Tod; aber unbeweglich, ruhig, als kommandiere er bei einer Parade, gab er von der Brücke seine Befehle.

Durch die Risse im Pulverqualm konnte die kämpfende Mannschaft sich nun einander mit den Augen messen. Von den Korsaren kamen gräßliche Flüche herüber. Henry d'Albaret suchte an Bord der Brigg mit der Schwarzflagge vergeblich nach dem Befehlshaber, nach jenem Sakratif, dessen Name allein schon Entsetzen im ganzen Archipel hervorrief.

Da fuhr am Steuerbord der Korvette die Brigg mit der Schwarzflagge und am Backbord der Korvette eine von den beiden Briggs, welche die Linie geschlossen hatten, mit schwacher Unterstützung im Rücken durch die andern

Fahrzeuge heran ... die Barkhölzer der Korvette knirschten unter dem Drucke der beiden Briggs ... im Nu flogen die Enterhaken herüber, und die drei Schiffe hingen aneinander; ihre Geschütze mußten schweigen ... da aber die Stückpforten der "Syphanta" genau soviel Breschen waren, durch die den Korsaren der Weg offen stand, blieb die Bedienungsmannschaft auf ihrem Posten, um diese Breschen mit Beilen, Pistolen und Piken zu verteidigen.

So lautete der Befehl des Kommandanten, der in dem Augenblicke unter Deck gelangte, als die beiden Briggs die Enterhaken an die Korvette warfen.

Plötzlich gellte von allen Seiten ein Schrei herüber, – ein Schrei, der die Luft mit solcher Gewalt erfüllte, daß er einen Moment das Geknatter der Flinten und Musketen übertönte.

"An Bord hinüber! An Bord hinüber!"

Der Kampf, der nun folgte, Mann gegen Mann, war grausig. Weder die Salven von Flinten, Musketen und Steinschloßgewehren, noch die Beilhiebe und Pikenstöße konnten dieses rasende, vor Blut trunkene, blutdürstige Korsarengesindel daran hindern, Fuß auf der Korvette zu fassen. Aus ihren Mastkörben hinunter überschütteten sie das Deck der Korvette mit Granaten, die dasselbe völlig unhaltbar machten, obwohl ihnen die "Syphanta" aus ihren Mastkörben durch die Wächter gleiche Antwort geben ließ.

Henry d'Albaret sah sich bestürmt von allen Seiten. Die Schanzkleidung der "Syphanta", obwohl sie höher war als die der beiden Briggs, wurde berannt und genommen. Von Raa zu Raa kletterten die Piraten, zerhieben die Enternetze und kletterten daran auf Deck nieder. Was kam es ihnen bei der Zahl, die sie ausmachten, auf ein paar Tote an?

Die Mannschaft der Korvette hingegen war schon stark reduziert: sie bezifferte sich kaum noch auf 200 Mann – und hatte den Kampf aufzunehmen gegen 600!

Unaufhörlich stürmten von den beiden Briggs herüber neue Korsaren: von allen Schiffen der Flottille eilten sie auf diesem Wege heran. Widerstand gegen diese Massen war auf die Dauer nicht denkbar. Bald floß das Blut auf dem Deck der "Syphanta" in Strömen. Aber die korfiotische Flagge sollte nicht eher niedergehen, als bis der letzte Mann von der "Syphanta" gefallen war.

Mitten im wildesten Handgemenge focht Xaris. Er kämpfte wie ein Löwe. Noch immer stand er auf dem Oberdeck. Mehr denn zwanzigmale schon hatte seine an dem muskulösen Handgelenk mit der Riemenschnur festgemachte Axt einem Piraten den Schädel gespalten und dem Kommandanten das Leben gerettet.

Dieser aber, inmitten solches Wirrwarrs, solches Mordens, behielt, wenngleich er unvermögend war gegen solche Ueberzahl, unentwegt die

Herrschaft über sich. Woran dachte er? Sich zu ergeben? Nein! Ein französischer Offizier ergibt sich keinem Korsaren. Aber was beginnen? Das Beispiel des heldenmütigen Bisson nachahmen, der sich zehn Monate früher, um nicht dem Türken in die Hände zu fallen, in die Luft sprengte? würde er auch mit der Korvette die an seinen Flanken hängenden zwei Briggs vernichten? Aber das hieß Blessierte, alle den Korsaren entrissenen Gefangenen, Weiber, Kinder ... ja! auch Hadschina opfern! und wie sollte, wer die Explosion überlebte, wenn Sakratif ihm das Leben ließ, diesmal den Schrecken der Sklaverei entrinnen?!

"Achtung, Kommandant!" rief Xaris und warf sich vor ihn. Eine Sekunde später, und Henry d'Albaret wäre eine Leiche gewesen! Aber Xaris packte den Piraten, der ihn bedrohte, und schleuderte ihn ins Meer. Dreimal wollten andere Piraten dem Kommandanten zu Leibe, und dreimal hieb Xaris sie nieder.

Mittlerweile war das Deck der Korvette von Korsaren völlig überschwemmt. Kaum fielen noch vereinzelte Schüsse; es wurde mit blanken Waffe gekämpft; und das Gebrüll der Streiter übertönte das Klirren der Waffen und Knallen der Flinten.

Die Korsaren, bereits im Besitze des Vorderschiffs, waren allmählich bis zum Fuß des Großmastes vorgedrungen. Sie drängten die Mannschaft der Korvette zum Oberdeck hin. Es standen ihrer zehn gegen einen – mindestens! Bloß eine Leichenbarre trennte sie vom Hinterdeck. Die vordersten Reihen, von den Hinteren gedrängt, überstiegen diese Barre, obwohl sie dieselbe durch zahlreiche Leichen der Ihrigen noch höher steigen sahen. Dann rasten sie, über die Leiber hinweg, bis an die Knie im Blute badend, zum Sturm auf das Oberdeck. Dort hatten sich etwa 50 Mann geschart mit etwa einem halben Dutzend Offiziere unter Kapitän Todros. Entschlossen, bis zum Tode zu kämpfen, umringten sie ihren Kommandanten.

Auf diesem engen Raume wurde der Kampf fürchterlich. Die Flagge, die mit dem Sturz des Besanmastes von der Gaffel niedergegangen war, war am Achterdeck von neuem gehißt worden. Das war der letzte Posten, dessen Verteidigung Seemannsehre dem letzten Mann zur Pflicht machte.

Aber so entschlossen das kleine Korps auch war, was vermochte es gegen die 5–600 Seeräuber, die jetzt das Vorderschiff, das Deck, die Mastkörbe inne hatten, und einen Hagel von Granaten feuerten? Noch immer kam Sukkurs zu den Angreifern. Während die Reihen der Verteidiger des Oberdecks sich fortwährend lichteten, blieb die Zahl der Korsaren fortwährend die gleiche.

Das Oberdeck aber glich tatsächlich einer Feste. Zu wiederholten malen schlug sie den Sturm ab. Wieviel Blut um ihren Besitz geflossen, wer zu sagen hätte das vermocht? Endlich fiel sie, die Feste! Die Mannschaft der "Syphanta" mußte vor der Lawine zurückweichen bis zum Backbord! Dort scharten sie sich

um die Flagge, um die sie einen Wall türmten aus ihren Leichen. Mitten unter ihnen, mit der Pistole in der einen, dem Dolche in der andern Faust, gab Henry die letzten Schüsse, die letzten Dolchstöße.

Nein! der Kommandant der Korvette ergab sich nicht! Erdrückt wurde er durch die Ueberzahl ... da suchte er den Tod! Aber umsonst! ... es schien, als seien die Korsaren, die gegen ihn drangen, insgeheim angewiesen worden, ihn lebendig zu fangen – ein Befehl, der zwanzig der heißblütigsten unter ihnen das Leben kostete: sie fielen unter den Axthieben des treuen Xaris.

Endlich fiel Henry d'Albaret mit den Ueberlebenden aus seinem Offizierkorps in die Gewalt der Korsaren. Xaris und die Matrosen mußten den Kampf einstellen. Die Flagge der "Syphanta" ging am Achterstock nieder.

In demselben Augenblick erschallte Geschrei, Gebrüll, untermischt mit Hurras, und mit Verwünschungen, von allen Seiten ... aus den Kehlen der Sieger, als Begrüßung ihres Anführers:

"Sakratif! Sakratif!"

Ueber der Schanzkleidung der Korvette erschien der Korsarenhäuptling. Die Piratenhaufen teilten sich, ihm Platz zu machen. Langsam schritt er zum Hinterschiff hin, achtlos über die Leichen seiner Kameraden weg ... die blutgetränkte Treppe zum Oberdeck hinauf ... auf Henry d'Albaret zu.

Endlich erblickte der Kommandant der "Syphanta" denjenigen, den die Piratenhaufen mit dem Namen Sakratif begrüßten.

Der Mann war Nikolas Starkos.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Lösung.

Volle dritthalb Stunden hatte der Kampf zwischen der Flottille und der Korvette gedauert. Auf seiten der Korsaren mußten an 150 Mann gefallen oder blessiert sein; von den 250 Mann Besatzung der Korvette nicht weniger! was noch am Leben von ihr war, befand sich mit ihrem Kapitän, den Offizieren und den Passagieren in der Gewalt des erbarmungslosen Sakratif.

Sakratif oder Starkos war tatsächlich einundderselbe. Bisher hatte niemand eine Ahnung davon, daß sich unter diesem Namen ein Grieche verbarg, ein Sohn der Landschaft Magnos, ein Verräter, den die Tyrannen des Landes gedungen hatten, ein Renegat! Ja! Nikolas Starkos war es, der diese Piratenflotte befehligte, deren grausige Untaten Entsetzen über diese Meere gebracht hatte, der mit diesem schmählichen Handwerk einen noch schmählicheren Schacher betrieb; der an Barbaren, an Ungläubige seine den blutigen Gemetzeln entronnenen Landsleute verschacherte! Er, Sakratif! und dieser erschlichene Name, dieser Kriegs- oder vielmehr Piratenname war der Name des Sohnes der Andronika Starkos!

Sakratif – wie wir ihn von jetzt ab zu nennen haben – hatte die Insel Scarpanto seit Jahren zum Mittelpunkt seiner räuberischen Unternehmungen gemacht. Dort in den unbekannten Kanälen und Engen der östlichen Küste hätte man die Hauptstützpunkte seiner Flotte gefunden. Dort hatten sich Kameraden um ihn geschart, die allen Glauben abgeschworen, alles Gesetz für null und nichtig erklärt hatten, die ihm den blindesten Gehorsam entgegenbrachten, von denen er sich jeder Gewalttat, jeder Freveltat versehen, denen er jeden verwegenen Raubzug zumuten konnte. Dort verfügte er über annähernd zwei Dutzend Schiffe, über die er gebot wie ein Selbstherrscher.

Nach seiner Abfahrt von Korfu an Bord der "Karysta" war Sakratif direkt nach Scarpanto gesegelt, mit der Absicht, seinen Kriegszug im Archipel wieder zu beginnen, und in der Hoffnung, daß ihm die Korvette in den Wurf kommen werde, die er in See hatte stechen sehen und deren Bestimmungsort er kannte. Während er aber seine Aufmerksamkeit der "Syphanta" widmete, ließ er Hadschina und ihre Millionen nicht außer acht, und ebenso wenig gab er die Rachepläne gegen Henry d'Albaret auf.

Die Piratenflotte machte sich auf die Suche nach der Korvette; aber wenngleich Sakratif auch oft von ihr und von den Repressalien vernahm, die sie

über das Raubgesindel im Archipel verhängte, so gelang es ihm doch nicht, sie zu stellen. Nicht er war es, wie man wissen wollte, der bei Lemnos befehligte, wo Kapitän Stradena den Tod gefunden hatte; wohl aber war er es gewesen, der bei Thasos auf der Sakolewa, den Kampf sich zu nutze machend, aus dem Hafen entwichen war. Bloß war ihm damals noch nicht bekannt, daß das Kommando über die Korvette von Henry d'Albaret geführt wurde: das erfuhr er erst, als er ihm auf dem Sklavenmarkte von Arkassa gegenüberstand.

Als Sakratif aus Thasos fuhr, war er zunächst in Syra vor Anker gegangen und knapp 48 Stunden vor der Korvette wieder in See gegangen. In der Annahme, daß die Sakolewa nach Kreta gesteuert sein müsse, war man nicht fehlgegangen. In Grabusa wartete die Brigg auf Sakratif, um nach Scarpanto mit ihm zurückzufahren, wo er einen neuen Raubzug plante. Dort bemerkte die Korvette die Brigg kurz nach ihrer Ausfahrt, nahm die Jagd auf, konnte ihrer, da sie die größere Fahrgeschwindigkeit für sich hatte, aber nicht habhaft werden.

Auch Sakratif hatte die "Syphanta" recht wohl erkannt. Sie anzurennen und durch Entern zu kapern, seinen Haß zu befriedigen durch ihre Vernichtung, war sein erster Gedanke gewesen. Aber er überlegte und fand, daß es richtiger sei, wenn die Korvette seine Verfolgung längs der Küste von Kreta aufnähme und ihn bis in die Gewässer von Scarpanto nachsetze, wo er zunächst in einem der allein ihm bekannten Schlupfhäfen verschwinden könne.

An diesem Plane hatte er festgehalten und in Scarpanto alles zum Ueberfall der "Syphanta" vorgesehen, als der Zufall die Lösung dieses Dramas beschleunigen sollte.

Die weiteren Vorgänge sind dem Leser bekannt; ebenso, was Sakratif auf den Sklavenmarkt in Arkassa führte, und wie er mit Henry d'Albaret, dem Kommandanten der "Syphanta" zusammenstieß, nachdem er Hadschina Elisundo unter den Gefangenen im Batistan wiedergefunden hatte.

Sakratif, in der Meinung, Hadschina sei noch immer die reiche Erbin des korfiotischen Bankiers, hatte alles daran gesetzt, sie mit den übrigen Sklaven an sich zu bringen. Die Dazwischenkunft Henry d'Albarets hatte diesen Plan zu nichte gemacht. Hierdurch aber in seinem Entschlusse, sich Hadschinas zu bemächtigen und an seinem Nebenbuhler zu rächen, die Korvette in den Grund zu bohren und ihre gesamte Besatzung über die Klinge springen zu lassen, bestärkt, zog Sakratif das unter Skopelo auf Kreuzfahrt begriffene Geschwader an sich und segelte nach der Westküste der Insel zurück. Daß Henry d'Albaret Scarpanto ohne Verzug verlassen würde, um seine Gefangenen in die Heimat zu schaffen, darüber konnte niemand im Zweifel sein. Sobald Sakratif sein Geschwader beisammen hatte, wurde deshalb sofort in See gestochen. Die Witterungsverhältnisse hatten seine Fahrt begünstigt und seine Unternehmungen

glückten: die "Syphanta" fiel in seine Gewalt.

Als Sakratif den Fuß auf das Verdeck der Korvette setzte, war es drei Uhr nachmittags. Die Brise begann wieder frisch zu werden: dadurch gewannen die anderen Schiffe die Möglichkeit sich auf die Stellungen zurück zu begeben, von wo aus sie die "Syphanta" unter dem Feuer ihrer Geschütze hielten. Die an den Flanken der Korvette hängenden beiden Briggs mußten dagegen abwarten, bis ihr Befehlshaber sich dort an Bord begäbe.

Zur Zeit dachte derselbe hieran nicht, und etwa hundert Korsaren blieben mit ihm an Bord der Korvette.

Noch hatte Sakratif nicht das Wort an den Kommandanten d'Albaret gerichtet. Er hatte sich begnügt, mit Skopelo ein paar Worte zu wechseln, dem er Befehl gab, die Gefangenen, Offiziere und Matrosen unter Deck zu schaffen, dessen Luken sich hinter ihnen schlossen. Welches Schicksal behielt er ihnen vor? Jedenfalls einen furchtbaren Tod; zusammen mit ihrem Schiffe, zusammen mit der "Syphanta" sollten sie den Untergang finden!

Auf dem Oberdeck standen bloß noch Henry d'Albaret und Kapitän Todros, entwaffnet, gefesselt, bewacht.

Umringt von einem Dutzend seiner wildesten Gesellen, trat Sakratif einen Schritt auf sie zu.

"Es war mir nicht bekannt, daß die "Syphanta" von Henry d'Albaret befehligt würde. Hätte ich das gewußt, so würde ich nicht gezaudert haben, ihm den Kampf schon in den Meeren von Kreta anzubieten: der Weg nach Scarpanto, um der Gnadenbrüderschaft das Feld streitig zu machen, wäre ihm dann erspart geblieben!"

"Hätte sich Nikolas Starkos uns in den Meeren von Kreta gestellt," versetzte d'Albaret, "so hinge er jetzt an der Fockraa der "Syphanta"!"

"Wirklich?" höhnte Sakratif – "eine prompte Justiz!"

"Wie sie einem Korsarenhäuptling zukommt!"

"Hütet Eure Zunge, d'Albaret!" rief Sakratif; "noch hängt die Fockraa am Mast Eurer Korvette ... ein Wink von mir ..."

"Gebt ihn!"

"Einen Offizier knüpft man nicht auf!" rief Kapitän Todros dazwischen, "einen Offizier erschießt man! Solchen ehrlosen Tod ..."

"... hat man von ehrlosen Schurken zu erwarten, Todros!" fiel ihm d'Albaret ins Wort.

Diesem Worte folgte ein Wink Sakratifs, dessen Bedeutung seine Korsaren allzu gut kannten.

Wer Wink bedeutete d'Albarets Todesurteil.

Ein halbes Dutzend Korsaren stürzte sich auf Henry d'Albaret, während die

anderen den Kapitän Todros hielten, der an seinen Fesseln riß wie ein Rasender.

Der Kommandant der "Syphanta" wurde nach dem Vorderschiff geschleppt unter den gräßlichsten Flüchen und Verwünschungen. Schon war das Hißtau um die Spitze der Raa geschlungen, und nur noch Sekunden konnten verstreichen, bis die schmähliche Hinrichtung an der Person eines französischen Offiziers vollzogen war – als Hadschina Elisundo auf dem Verdeck erschien.

Auf Sakratifs Befehl war das junge Mädchen aus dem Zwischendeck heraufgeholt worden. Daß Nikolas Starkos der gefürchtete Korsarenhäuptling war, wußte sie nun; aber weder ihre Ruhe noch ihr Stolz sollten sie verlassen.

Zunächst suchten ihre Blicke Henry. Ob er seine dezimierte Mannschaft überlebt habe, wußte sie nicht ... Da sah sie ihn! ... er war am Leben ... am Leben, um die Todesstrafe zu erleiden!

Sie lief auf ihn zu mit dem Schrei: "Henry! ... Henry!"

Die Korsaren wollten sie auseinander reißen, als Sakratif auf das Vorderschiff der Korvette zutrat und wenige Schritte vor Hadschina und Henry stehen blieb.

Mit grausamem Hohne betrachtete er sie.

"Also Hadschina Elisundo in der Gewalt von Nikolas Starkos!" rief er, die Arme übereinander schlagend; "die Erbin des reichen Bankiers von Korfu also, in meinen Händen!"

"Die Erbin des Bankiers von Korfu wohl, aber nicht das Erbe!" erwiderte Hadschina kalt.

Für diese Unterscheidung konnte Sakratif kein Verständnis finden. Deshalb fuhr er fort:

"Ich gehe wohl nicht irre, wenn ich annehme, die Braut von Nikolas Starkos wird ihm keinen Korb geben, weil sie ihn unter dem Namen Sakratif wiederfindet!"

"Ich – Braut von Euch!" rief Hadschina.

"Ja doch!" versetzte Sakratif mit noch schärferer Ironie. "Daß Ihr Euch dankbar erweist gegen den edelmütigen Kommandant der "Syphanta" – dafür daß er Euch freikaufte, – ist ja in Ordnung. Aber was er getan, war mein Wille auch! Um Euretwillen, nicht um der andern Sippe willen, bot ich auf der Auktion. Ja! Bloß um Euretwillen setzte ich all mein Hab und Gut aufs Spiel! Ein Moment noch, schöne Hadschina! und ich war Euer Gebieter ... oder vielmehr Euer Sklave!"

Mit diesen Worten tat Sakratif einen Schritt weiter vorwärts ... Hadschina schmiegte sich enger an Henry d'Albaret.

"Elender!" schrie sie.

"Freilich, Hadschina! elend, recht elend!" versetzte Sakratif; "gerade um

meines Elends willen rechne ich ja auf die Millionen!"

Bei diesen Worten trat das Mädchen auf Sakratif zu.

"Nikolas Starkos," sprach sie mit ruhiger Stimme, "von dem Vermögen, nach welchem Ihr begehrt, besitzt Hadschina Elisundo nichts mehr! Dieses Vermögen hat sie verausgabt, um die Sünde gut zu machen, durch die es ihr Vater erworben hat! Nikolas Starkos, Hadschina Elisundo ist jetzt ärmer als der ärmste dieser Elenden, die auf der "Syphanta" in die Heimat fuhren!"

Diese unvermutete Enthüllung rief bei Sakratif eine gänzliche Umwandlung hervor. Seine Haltung wurde im Nu eine andere. In seinen Augen blitzte die Wut. Ja! er rechnete noch immer auf jene Millionen, die Hadschina Elisundo jetzt gern geopfert hätte, um Henry d'Albaret das Leben zu retten! Aber von diesen Millionen – sie hatte die Worte gesprochen mit einem Ausdruck solcher Wahrhaftigkeit, daß aller Zweifel ausgeschlossen war – von diesen Millionen besaß sie keinen Pfennig mehr!

Sakratif betrachtete Hadschina ... er betrachtete Henry d'Albaret. Skopelo hielt ihn im Auge, kannte er ihn doch zur Genüge, um zu wissen, welche Lösung dieses Drama nehmen würde. Zudem waren ihm Befehle zur Vernichtung der "Syphanta" bereits gegeben worden: er harrte bloß noch des Winkes, sie auszuführen.

Sakratif drehte sich zu ihm herum.

"Los, Skopelo!" befahl er.

Von einigen Spießgesellen gefolgt, stieg Skopelo die Treppe hinunter, die zu den Stückpforten führte, und schritt nach der Pulverkammer, die am Hinterschiff der "Syphanta" lag.

Gleichzeitig befahl Sakratif den Korsaren, auf die noch an den Flanken der Korvette hängenden Briggs zurückzutreten.

Henry d'Albaret hatte begriffen. Nicht bloß sein Tod allein sollte Sakratifs Rache stillen. Hunderte von Unglücklichen waren zum Untergange mit ihm verdammt, um den Haß dieses Ungeheuers vollständiger zu stillen!

Die beiden Briggs hatten schon die Enterhaken gelöst und Segel an den Wind gebracht zur Unterstützung ihrer Ruder, um sich von der Korvette zu entfernen. Etwa zwei Dutzend Korsaren waren nur noch an Bord der Korvette; ihre Boote warteten längs der "Syphanta" des Befehls, zusammen mit ihrem Häuptling abzustoßen.

Da erschien Skopelo mit seinen Leuten wieder auf Deck.

"In die Boote!" kommandierte Skopelo.

"Alles in die Boote!" schrie Sakratif mit entsetzlicher Stimme. "In ein paar Minuten wird nichts mehr zu sehen sein von diesem verfluchten Schiffe! Ha, du wolltest keinen ehrlosen Tod, Henry d'Albaret! Sei es! die Explosion wird weder

dich, noch die Gefangenen, noch die Mannschaft, noch die Offiziere der "Syphanta" verschonen! Bedanke dich bei mir, daß ich dir solchen Tod in so guter Gesellschaft lasse!"

"Ja! bedanke dich bei ihm, Henry!" sagte Hadschina, "bedank' dich bei ihm! So sterben wir wenigstens zusammen!"

"Du sterben, Hadschina!" versetzte Sakratif; "nein, meine Schöne! Du sollst leben, leben als meine Sklavin! ... verstehst du? als meine – Sklavin!"

"Der Elende!" rief Henry d'Albaret.

Das junge Mädchen hatte sich eng an Henrys Brust geschmiegt ... Sie in der Gewalt dieses Menschen!

"Packt sie!" befahl Sakratif.

"Und ins Boot hinunter!" ergänzte Skopelo ... "die Zeit drängt!" Zwei Piraten hatten sich auf Hadschina gestürzt! sie rissen das Mädchen zur Schanzkleidung der Korvette.

"Und nun," schrie Sakratif ... "in die Luft mit Schiff und Mann ... alle in den Tod ..."

"Ja! alle, alle! ... und deine Mutter mit!"

Die gefangene Greisin stand auf dem Deck ... gleich einem Gespenst ... diesmal mit unverhülltem Antlitz.

"Meine Mutter!" ... schrie Sakratif ... "meine Mutter an Bord!"

"Ja, Nikolas Starkos! Deine Mutter!" antwortete Andronika ... "und von deiner Hand werde ich sterben!"

"Hinweg mit ihr!" brüllte Sakratif; "ins Boot mit ihr!"

Mehrere seiner Korsaren stürzten sich auf Andronika.

Da aber wurde das Deck der "Syphanta" überflutet von all der Mannschaft, die noch am Leben war. Es war ihnen gelungen, die Luken im Zwischendeck, wo sie eingesperrt lagen, zu sprengen und zum Vorderschiff hinaus zu brechen.

"Hierher! ... hierher!" schrie Sakratif.

Die Korsaren, die noch auf dem Verdeck der Korvette waren, suchten, von Skopelo mit fortgerissen, zu ihrem Häuptling zu gelangen. Die mit Beilen und Dolchen bewaffnete Mannschaft der Korvette hatte sie schnell bis auf den letzten Mann niedergehauen.

Sakratif fühlte sich verloren. Zum wenigsten fanden aber alle, die er mit seinem Hasse verfolgte, mit ihm den Tod.

"Flieg in die Luft, verfluchtes Schiff!" schrie er; "flieg in die Luft!"

"In die Luft! ... unsre "Syphanta"! Nun und nimmer!"

Xaris war es, der den Ruf getan ... Xaris, der jetzt mit der brennenden Lunte auf das Deck herauf stürzte, die er von einem Pulverfasse in der Pulverkammer gerissen hatte ... Mit einem Sprunge war er neben Sakratif ... und mit einem

Hiebe seiner Axt hatte er ihn auf das Deck gestreckt!

Andronika schrie auf. Alles, was im Herzen einer Mutter von mütterlichem Gefühl für einen so verbrecherischen Sohn noch leben kann, kam in ihr zum Ausbruch. Wie gern hätte sie den Todesstreich von seinem Haupte gewandt!

Sie trat zu der Leiche heran, sie kniete neben ihr nieder, als wolle sie ihm im letzten Augenblick verzeihen, ihr letztes Lebewohl sagen. Dann brach sie neben ihm zusammen.

Henry d'Albaret stürzte zu ihr.

"Tot!" rief er. "Verzeih Gott dem Sohne aus Mitleid mit der Mutter!"

Inzwischen waren einige von den Korsaren bis zu den Briggs hinüber gelangt. Im Nu verbreitete sich die Kunde vom Tode des Häuptlings.

"Rache! Rache dem Häuptling!" schrie es von allen Seiten, und die Kanonen der Korsarenflotte dröhnten wieder gegen die "Syphanta".

Diesmal umsonst! Henry d'Albaret befehligte wieder die Korvette. Was von seiner Mannschaft noch am Leben war – etwa hundert alles in allem – trat an die Geschütze und Karronaden, die den Salven der Korsaren siegreiche Antwort gaben. Bald war die eine Brigg, – die Sakratifs Flagge getragen hatte – unter Wasser gesetzt und versank unter greulichen Flüchen ihrer Besatzung.

"Drauf, Jungens! drauf!" schrie Henry d'Albaret, "wir retten noch unsere "Syphanta!"

Auf allen Seiten tobte der Kampf wieder. Aber der unbezwingliche Sakratif riß seine Korsaren nicht mehr mit fort ... und auf die Gefahren eines neuen Enterversuchs wagten es die Korsaren nicht ankommen zu lassen.

Bald blieben bloß fünf Fahrzeuge von der Korsarenflottille noch übrig. Den Kanonen der "Syphanta" konnten sie nicht mehr standhalten; die Brise ausnützend, ergriffen sie die Flucht.

"Vivat Griechenland!" rief Henry d'Albaret, während seine Flagge wieder an der Spitze des Großmastes aufstieg.

"Vivat Frankreich!" antwortete die gesamte Mannschaft, die beiden Länder vereinend, die während des Unabhängigkeitskrieges so enge Kameradschaft gehalten hatten.

Es war nun die fünfte Nachmittagsstunde herangekommen. Trotz so vieler Strapazen wollte kein Mann früher an Ruhe denken, als bis die Korvette wieder in seetüchtigem Zustande war. Ueber den hierzu notwendigen Arbeiten kam der Abend heran, und in der achten Stunde war die "Syphanta" wieder auf nordwestlicher Fahrt begriffen.

Andronikas Leiche wurde auf dem Hinterdeck mit all der hohen Achtung beigesetzt, die das Andenken an ihre Vaterlandsliebe forderte. Henry d'Albaret wollte ihre sterblichen Reste im Schoße des Vaterlandes betten, dem sie so tapfer

gedient! An Nikolas Starkos' Leiche hingegen wurde eine Kugel gebunden, und Kugel mit Leiche in das Meer jenes Archipels gesenkt, über den er als Korsar Sakratif soviel Jammer und Elend gebracht hatte.

24 Stunden nachher, am 7. September, gegen 6 Uhr abends, sichtete die "Syphanta" die Insel Aegina und fuhr in den Hafen derselben ein, nach einjähriger Kreuzfahrt, die den griechischen Meeren ihre Sicherheit wiedergegeben hatte.

Dort erzitterte die Luft von dem Hurrageschrei der Passagiere. Dann verabschiedete sich Henry d'Albaret von seinen Offizieren und seiner Mannschaft und legte den Befehl über die Korvette, die Hadschina Elisundo der neuen Regierung zum Geschenk machte, in die Hände des Kapitäns Todros.

Wenige Tage später fand unter gewaltigem Zulauf der Bevölkerung und in Gegenwart des Stabes und der Mannschaft der "Syphanta", wie der durch die "Syphanta" befreiten Gefangenen die Vermählung Henry d'Albarets mit Hadschina Elisundo statt. Am andern Tage schifften sich beide mit Xaris, der sie nicht verlassen durfte, nach Frankreich, aber mit der Absicht, nach Griechenland zurückzukehren, sobald sich dessen Verhältnisse gefestigt hätten.

In die so lange unsicheren Meere Griechenlands zog wieder Ruhe und Frieden ein. Die letzten Korsaren waren verschwunden, und niemals wieder traf die "Syphanta" unter Todros' Befehl auf jene Schwarzflagge, die mit Sakratif ins Meer gesunken war.

Kein "Archipel in Flammen" war es, der Griechenlands Erde einschloß, sondern, nachdem die letzten Brände ausgetobt hatten, jener gesegnete, dem Handel mit dem fernsten Orient wieder erschlossene Archipel!

Dank dem Heldenmute seiner Kinder, erstand das Königreich der Hellenen und gewann seinen Platz unter den freien und selbständigen Staaten Europas. Am 22. März 1829 unterzeichnete der Sultan eine Konvention mit den verbündeten Mächten. Am 22. September sicherte die Schlacht von Patras den Griechen den Sieg, und 1832 wurde durch den Londoner Vertrag dem Prinzen Otto von Bayern die Krone übertragen. Das Königtum Griechenland war begründet.

Zu dieser Zeit kehrten Henry und Hadschina d'Albaret in die sonnige Heimat zurück, freilich unter bescheidenen Vermögensverhältnissen. Aber was fehlte ihnen zum Glücke, da sie dessen in sich selber im Uebermaße fanden?

Ende.